

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Tansania

vom 16. September bis 15. Dezember 2003

Vergangenheit mit Zukunft – die ehemalige Sklavenhandelsroute in Tansania

Von Thorsten Bothe

Tansania vom 16.09. bis 15.12.2003



Inhalt

1. Zur Person	46
2. Aller Anfang ist schwer – auch in Dar es Salaam	46
3. Die Geschichte hinter dieser Geschichte - der Sklavenhandel	48
4. „Kooperations“-Partner Schweden – die Entwicklungshilfeorganisation SIDA	49
5. Der Weg ist das Ziel – Gespräche im Department of Antiquities	51
6. Systemloses Sammelsurium – der Sklavenhandel im Nationalmuseum	53
7. „Der Sklavenhandel wird instrumentalisiert“ – sagt der Schriftsteller Adam Shafi Adam	53
8. „Hallo mein Freund, wie geht's?“ – Alte Bekannte in Dar	54
9. „Hier gibt's keinen Fahrplan“ – Unterwegs mit der Zentralbahn, Teil 1	55
10. Unter ständiger Beobachtung – in Tabora	57
11. Ein paar Kili zum Frühstück – Unterwegs mit der Zentralbahn, Teil 2	57
12. Versteckte Geschichte – Ujiji am Lake Tanganyika	58
13. Nicht nur der Fisch müffelt – Schifffahrt auf dem Tanganyika-See	60
14. Grenzer mal so, mal so – Via Sambia zurück an die Küste	62
15. Steinerne Geschichte – in Sansibars Altstadt	63
16. „Das war gar nicht die Hauptroute“ – Zweifel an der „Historical Correctness“	66

17. „Irgendwann werden sie kommen“ – nach Bagamoyo	67
18. „Ich muss gehen“ – Träume eines Touristenführers	69
19. „Sie leiden noch immer“ – sagt Father Gallus vom Missionsmuseum	70
20. Kulturhauptstadt Bagamoyo – Ein Exkurs zum College of Arts	72
21. „Modellort Bagamoyo“ – Visionen einer Hotelbesitzerin	76
22. Ja, es war richtig – Rückblick am Ende der Reise	77
23. Danksagung	78

1. Zur Person

Neugierig in die Welt blickte ich, Thorsten Bothe, erstmals am 26. Januar 1969 in Göttingen. Der Schulzeit dort folgte ein Studium der Politik, Publizistik und Völkerkunde an der Uni Göttingen, und diesem von 1997 bis 1999 ein Volontariat beim Göttinger Tageblatt. Seit Januar 2000 arbeite ich als Redakteur in der Nachrichtenredaktion der Tageszeitung „Die Glocke“ in Oelde (Kreis Warendorf). Fast 31 Jahre lang in Göttingen gelebt zu haben bedeutet allerdings nicht, dass ich nie über Südniedersachsen hinausgekommen bin. Schon mit meinen Eltern bin ich oft verreist, später mehrfach allein – Neuseeland, Australien – oder in Gruppen (Marokko, Namibia).

Auf Tansania aufmerksam geworden bin ich durch die Aktivitäten des Freundeskreises Bagamoyo, der unter anderem Schulen und Krankenhäuser in dem Küstenstädtchen nördlich der Metropole Dar es Salaam unterstützt und sich insbesondere dem Kulturaustausch verschrieben hat. Da viele Mitglieder des Freundeskreises im Verbreitungsgebiet der „Glocke“ leben, ist der Verein hier besonders aktiv und es gibt zahlreiche Verbindungen zwischen der Region und Bagamoyo.

2. Aller Anfang ist schwer – auch in Dar es Salaam

Ob das alles so richtig war? Die Entscheidung, für drei Monate nach Tansania zu gehen? Ich sitze in meinem Hotelzimmer in Dar es Salaam und bin mir diesbezüglich alles andere als sicher.

Vor ein paar Stunden, am späten Nachmittag, bin ich angekommen und habe nach der Fahrt ins Hotel nichts weiter gemacht, als ein paar Ecken weiter einen Happen zu essen. „Und pass auf, die Männer draußen sind nicht gut“, hatte die Frau an der Rezeption gesagt, nachdem sie mir den Weg zu dem kleinen Restaurant erklärt hatte. Na prima. Im Reiseführer wird auch vor Taschendieben gewarnt, und von Bekannten, die schon mal in Tansania gewesen waren, war ich ebenfalls zur Vorsicht gemahnt worden.

Tatsächlich lungern auf der Straße und dem kleinen Platz vor dem Hotel einige Leute herum, die nicht unbedingt mein Vertrauen erwecken. Kaum bin ich „entdeckt“ worden, prasseln die Fragen auf mich ein: „Hallo, woher kommst Du, was machst Du – willst Du auf Safari gehen? Wir haben hier ein Büro, da kannst Du Dich informieren...“ Nein danke, entgegne ich stoisch, dabei mein Portemonnaie in der Tasche immer im Griff behaltend. Eine Safari interessiere mich nicht. Oder: Ich weiß es noch nicht. Oder: Ich habe schon gebucht. Die Antwort ist ein Fehler: „Bei wem? Warum nicht bei uns?“ Meine Güte, denke ich, lasst mich doch einfach nur in Ruhe! In den

folgenden Tagen werden mir meine unterschiedlichen Antworten noch zum „Verhängnis“: Ich kann mich natürlich nicht mehr daran erinnern, welchem Safari-Werber ich welche Version erzählt habe – aber die Jungs wissen es noch ganz genau und verwickeln mich in Widersprüche. Hätte ich doch nur an einer Variante festgehalten!

Jetzt bin ich erstmal froh, wieder im „sicheren“ Hotel zu sein. So ähnlich muss sich ein junger Vogel fühlen, der zum ersten Mal das Nest verlassen hat.

Tag 2. Der Vogel entfernt sich zwangsläufig weiter vom Nest, um diverse Dinge zu regeln. Der Herr beim „Information Services“, von dem ich eine offizielle Arbeiterlaubnis als Journalist haben möchte, liest sorgfältig das HKS-Empfehlungsschreiben, reicht mir ein Formular zum Ausfüllen, sieht sich auch das in Ruhe an. „Kommen Sie in zwei Stunden wieder, mit zwei Passfotos“, sagt er, jetzt habe er einen Termin. Zweieinhalb Stunden später bin ich Besitzer einer „Temporary Press Card“, für die der freundliche Herr nicht einmal eine Gebühr verlangt hat. Wenn die Bürokratie doch nur immer und überall so einfach funktionieren würde! Das macht doch gleich Mut, die Nervosität beim Gang durch die Stadt lässt nach. Das Gewusel auf den Straßen fängt an, mich zu faszinieren. Aber es nervt noch immer, ständig angesprochen zu werden.

Tag 3. Der Taxifahrer, der mich zum Verlagshaus der englischsprachigen Tageszeitung „The Guardian“ bringen soll, behauptet zwar, er kenne den Weg. Trotzdem biegt er auf halber Strecke falsch ab, muss mehrfach fragen, bis wir schließlich an der in einem Vorort gelegenen Redaktion ankommen. An einer Ampel trinkt er aus einem Plastiksäckchen Wasser – der Beutel landet auf der Straße. Es liegt viel Müll herum auf und neben den Straßen von Dar, obwohl immerhin ab und zu Leute mit einem Besen unterwegs sind. Zurück in die Innenstadt nehme ich ein Dalladalla. Die Dalladallas – alte, zumeist japanische Kleinbusse – bilden das öffentliche Nahverkehrssystem der 3,5-Millionen-Stadt. Sie fahren auf den Hauptverkehrsachsen, nicht nach Fahrplan, sondern dann, wenn sie voll sind. Am besten übervoll. Wo 20 Sitzplätze drin sind, passen locker 27 Fahrgäste rein. Wer zu spät kommt, muss mit eingezogenem Kopf stehen. Eine Fahrt kostet 150 Tansanische Schilling – so etwa 12 Cent. Neben mir sitzt eine junge Frau. Nach einer Weile spricht sie mich an: „Hello, where are you from? Oh, Germany?“ Ein echtes Gespräch entwickelt sich leider nicht – sie kann kaum Englisch, ich kein Kisuaheli. Dann muss sie aussteigen. „Welcome to Tanzania“, sagt sie noch. Als der Bus anfährt, winke ich ihr durch das Fenster zu. Sie winkt zurück. Und strahlt.

3. Die Geschichte hinter dieser Geschichte - der Sklavenhandel

Tansania, erst deutsche Kolonie (1885-1918) und dann britisches Mandatsgebiet (1921-1961) – beides bezieht sich auf den Festlandteil –, ist eines der ärmsten Länder der Welt, politisch recht stabil und daher Aktionsfeld zahlreicher Entwicklungshilfeorganisationen und Geberländer. Die Bundesrepublik engagiert sich staatlicherseits vor allem in klassischen Entwicklungsfeldern wie dem Ausbau des Gesundheitssystems, der Wasserversorgung oder der sonstigen Infrastruktur. Deutschland hilft Tansania aber auch, seine zahlreichen Nationalparks zu verwalten und touristisch zu nutzen. Allein an direkter Hilfe zahlt die Bundesrepublik in den Jahren 2003 bis 2005 85 Millionen Euro. Parteinahе Stiftungen unterstützen das Land zum Beispiel beim Aufbau demokratischer Strukturen.

Die kulturelle Zusammenarbeit dagegen ist noch deutlich ausbaufähig, gibt Ulrike Haffner, Kultur- und Wirtschaftsattaché an der Deutschen Botschaft in Dar, zu: „Wir unterstützen den Kulturaustausch, aber es fehlt das Geld, um zum Beispiel Musiker aus Deutschland nach Tansania einzuladen und umgekehrt.“

Daher sei auch keine finanzielle Beteiligung Deutschlands an einem Projekt zu erwarten, an dem in Tansania derzeit gearbeitet wird: die Ernennung der ehemaligen Sklavenhandelsroute von Ujiji am Lake Tanganyika – der Tansania im Westen begrenzt – nach Bagamoyo, ca. 70 Kilometer nördlich von Dar. Auf dieser rund 1.200 Kilometer langen Route sind bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein vornehmlich von arabischen Händlern ausgerüstete Karawanen entlanggezogen, die neben der menschlichen „Ware“ auch Elfenbein aus dem östlichen Kongo und dem Landesinnern des heutigen Tansania an die Küste brachten.

Abnehmer für die Sklaven waren unter anderem Araber, die entlang der Küste siedelten, und die Besitzer der Gewürzplantagen auf den arabisch beherrschten Inseln Sansibar – etwa 60 Kilometer vor Bagamoyo gelegen – und Pemba. Ein großer Teil der Sklaven wurde nach Arabien weiterverkauft sowie auf Zuckerrohrplantagen auf den französischen Inseln Mauritius und Réunion ausgebeutet. Es kann nur geschätzt werden, wie viele Afrikaner auf dieser oder einer der beiden anderen Hauptrouten, die durch Ostafrika an die Küste des Indischen Ozeans führten, im Laufe mehrerer Jahrhunderte verschleppt wurden. 1,5 Millionen, zwei Millionen, drei Millionen – genaue Zahlen wird es nie geben. Hinzu kommen jedenfalls noch zahllose Menschen, die den Marsch an die Küste gar nicht überlebten. Offiziell verboten wurde der Sklavenhandel 1873 auf Druck der Briten, doch noch jahrelang ging das schmutzige Geschäft weiter, versuchten die Händler, ihren

britischen Verfolgern Schippchen zu schlagen, indem sie die Sklaven nachts transportierten und in Höhlen auf Sansibar versteckten.

Jetzt also soll das, was von der Route noch erkennbar ist – Wege, Karawansereien, Häuser von Händlern oder Plätze, die als Sklavenmarkt dienten – von der UNESCO zum Weltkulturerbe ernannt werden, hoffen die Tansanier. Und nicht nur das: Da es nicht mehr allzu viele sichtbare Erinnerungsstätten gibt, soll auch das immaterielle Erbe den Kulturerbestatus erhalten und besser erforscht und dadurch bewahrt werden – also die Erzählungen ehemaliger Sklaven und Sklavenhändler bzw. derer Nachkommen und die Kultur der entlang der Route lebenden Menschen.

4. „Kooperations“-Partner Schweden – die Entwicklungshilfeorganisation SIDA

„Wir sind nicht diejenigen, die das Projekt vorantreiben – wir kooperieren mit den Tansaniern!“ Gudrun Leirvaag schmunzelt allerdings vielsagend, während sie das sagt. Leirvaag arbeitet als „Programme Officer Culture and Media“ für das Tansania-Büro der schwedischen Entwicklungshilfeorganisation SIDA und ist damit auch für das Sklavenrouten-Projekt zuständig. Für die Schweden ist die kulturelle Entwicklung Tansanias ein deutlich wichtigerer Aspekt der Zusammenarbeit als für die Deutschen.

SIDA kooperiert beim Sklavenrouten-Projekt sehr intensiv mit den Tansaniern und hat beispielsweise Konferenzen zu dem Thema und die Sanierung historischer Gebäude in Bagamoyo (mit-)finanziert. „Ziel ist es, einen Kulturtourismus zu schaffen“, erklärt Leirvaag. Eine Form des Tourismus, „der Arbeitsplätze schafft, der Stolz vermittelt, der dazu beiträgt, die eigene Geschichte zu verstehen und zu wissen, wo man jetzt steht und wo vielleicht in der Zukunft“ – wobei sich Leirvaag auf die Tansanier selbst bezieht. Sie ist sich sicher: „Die Tansanier sind nicht stolz darauf, Sklaven gewesen zu sein, aber stolz darauf, dies hinter sich gelassen zu haben.“ Das Bewusstsein, dass es wichtig ist, das eigene Erbe zu bewahren, wachse. Gerade ältere Leute seien daran interessiert, dass ihre Kultur dokumentiert und bewahrt wird – ein wichtiger Aspekt im Rahmen des Weltkulturerbe-Vorhabens, wie Leirvaag noch einmal betont.

Erfolgreich sein kann das Projekt ohnehin nur, wenn die lokale Bevölkerung involviert ist, hebt die Schwedin hervor. Die Leute müssen auf eine wachsende Zahl von Besuchern vorbereitet werden, sagt sie – denn dass der Weltkulturerbe-Status mehr Touristen anziehen würde, dessen ist sich Leirvaag sicher. Bei anderen Weltkulturerbestätten sei dies stets der Fall gewesen.

Damit nicht nur der Tourismussektor profitiert, unterstützt SIDA zugleich ein „Strategic Urban Development Planning Framework“ (SUDPF; etwa: Netzwerk zur strategischen Planung städtischer Entwicklung) in Bagamoyo. In diesem diskutieren Vertreter der Ortsteile der 30.000-Einwohner-Stadt, der Stadt- bzw. Distriktverwaltung und Experten der Universität Dar es Salaam, wie die allgemeine Situation des Ortes verbessert werden kann – durch eine neue Busstation zum Beispiel oder einen neuen Markt für einen Ortsteil. Auch für andere Städte entlang der Route sind solche Gremien geplant.

Die Idee für das Kulturerbe-Projekt, erläutert Leirvaag weiter, entstand schon in den 80er Jahren. Zunächst war nur von Bagamoyo die Rede: Ausgangs- und Endpunkt der Karawanen, Startort für die Expeditionen vieler europäischer Forscher, Ausgangsort sowohl für die christliche als auch die islamische Missionierung Ostafrikas sowie für die Verbreitung des Kisuaheli als Verkehrssprache in Tansania und angrenzenden Staaten, von 1888 bis 1891 erste deutsche Kolonialhauptstadt – ein historisch bedeutender Ort halt. Ein Ort, der zudem eine Altstadt aus Steinhäusern vorweisen konnte, eine alte deutsche „Boma“ (Verwaltungssitz), ein Fort, eine Karawanserei und einen lebendigen Dhau-Hafen. Bald aber wurde deutlich, dass Bagamoyo allein den UNESCO-Kriterien für ein Welterbe nicht genügen würde. Auf die Weltkulturerbe-Liste kommen Orte, die von „universeller Einzigartigkeit“ sind und deren „historische Echtheit“ noch erhalten ist. Reicht ein Staat eine Bewerbung ein, muss er den aktuellen Zustand der zu schützenden Stätte dokumentieren und einen Plan für deren Erhalt. Ärmere Staaten bekommen für die Arbeiten an den historischen Orten finanzielle Unterstützung aus einem UNESCO-Fonds, in den die derzeit 176 Unterzeichnerstaaten der Welterbe-Konvention einzahlen. Um also die Chancen zu erhöhen, die UNESCO-Kriterien zu erfüllen, wurde das Vorhaben um die gesamte Sklavenroute erweitert. Im September 2002 wurde dies als Ergebnis einer internationalen Konferenz in Bagamoyo festgeschrieben, im November 2003 auf einer kleineren Tagung beteiligter Institutionen noch einmal bestätigt.

„In drei, vier Jahren sollte Tansania die Bewerbung der UNESCO präsentieren können“, sagt Leirvaag. Langfristig, fügt sie an, müsse das Projekt vollständig in tansanisches Management übergehen, müsse sich das „System“ – Werbung für die historischen Stätten gleich steigende Einnahmen aus dem Tourismus gleich Geld für den Erhalt des kulturellen Erbes – selbst tragen.

5. Der Weg ist das Ziel – Gespräche im Department of Antiquities

Der Chef selbst ist nicht da, aber ein Mitarbeiter nimmt sich Zeit für mich und meine Fragen. Sehr nett, denn angemeldet bin ich nicht. Doch im Department of Antiquities (D.o.A.), der für die historischen Stätten des Landes zuständigen Denkmalschutz-Abteilung des Tourismus-Ministeriums, scheint man fast glücklich darüber zu sein, dass sich mal jemand von der Presse für seine Arbeit interessiert. Ich stelle mich nicht nur als HKS-Stipendiat vor, sondern auch als Mitarbeiter der englischsprachigen Tageszeitung „The Guardian“, bei der ich vier Wochen lang hospitiere. Die tansanischen Zeitungen haben das Sklavenrouten-Projekt bis dato noch nicht aufgegriffen, sagt Fabian Kigadye vom D.o.A.

Seiner Ansicht nach sprechen drei Gründe für das Projekt:

1. Als Teil der Geschichte müssen die historischen Stätten erhalten bleiben. Wobei auch Kigadye sagt, dass die Tansanier ein ambivalentes Verhältnis zu dieser Epoche haben: „Viele würden die Geschichte gerne begraben. Aber viele andere sagen: Die Initiative kommt zu spät.“

2. Das Projekt fördert den Tourismus.

3. Es dient der Entwicklung der Infrastruktur entlang der Strecke.

Die Route, erläutert der Experte, führt durch immerhin sechs der 25 Regionen (Verwaltungsbezirke) des Landes, wobei die Regionen hinsichtlich ihrer Größe etwa den deutschen Bundesländern entsprechen. Vielerorts ist der Weg noch heute als solcher erkennbar und wird als Fußweg oder Straße genutzt, erklärt Kigadye. Zum Teil wurden Hauptverkehrsstraßen auf der Trasse gebaut, und auch die zentrale Eisenbahnstrecke zwischen Dar und Kigoma am Tanganyika-See verläuft streckenweise auf oder unmittelbar neben der historischen Route.

Experten des D.o.A. sowie des University College of Lands and Architectural Studies (UCLAS) der Uni Dar – zusammen mit dem D.o.A. Hauptträger des Projekts auf tansanischer Seite – haben die gesamte Route im Sommer 2003 bereist, erzählt Kigadye. Ziel war eine detaillierte Bestandsaufnahme. „Einige historische Gebäude sind verschwunden, andere in schlechtem Zustand und ganz oder teilweise verfallen“, sagt Kigadye bedauernd. Ein weiteres Ergebnis der Reise: „Es gibt Teilstücke, wo kein Weg mehr zu erkennen ist – aber alte Leute erinnern sich oft noch an den Verlauf.“ Die Pläne des D.o.A. gehen dahin, die fehlenden Abschnitte zu rekonstruieren. Der Weg ist quasi das Ziel.

Wieviel in das gesamte Projekt – etwa in die Renovierung der Route und historischer Gebäude und in die Ausbildung lokaler Gästeführer – investiert werden muss, kann Kigadye noch nicht sagen: „Wir arbeiten noch am Budget.“ Die tansanische Regierung habe aber schon ihre Unterstützung

zugesichert, die lokalen Behörden werden einen Teil beitragen müssen, und schließlich hofft das D.o.A. darauf, dass auch SIDA wieder in die Geldschatulle greift.

Kigadye ist wirklich sehr entgegenkommend; er kopiert mir den Bericht der Expertengruppe über die Reise entlang der Route. Der Report führt, nach Regionen gegliedert, auf, was von der Strecke noch zu sehen ist, was den Erhalt des Weges gefährdet – zum Beispiel die sich ausweitende Landwirtschaft – und welche historischen Gebäude und Stätten es noch gibt. Praktischerweise nennt der Bericht auch lokale Ansprechpartner.

Zwei Tage später klopfe ich noch mal mit weiteren Fragen beim D.o.A. an, wieder unangemeldet. Diesmal nimmt sich Simon Odunga eine gute Stunde Zeit für mich. Er ist verantwortlich für die Arbeit an sämtlichen historischen Stätten im Land. „Das Problem ist, den Leuten die Bedeutung des kulturellen Erbes nahe zu bringen“, sagt Odunga. Häufig werden beispielsweise alte Gebäude einfach abgerissen, weil den Besitzern das Bewusstsein für deren geschichtlichen Wert fehle.

Deswegen hat das D.o.A. schon vor Jahren ein „Public awareness on Cultural Heritage“-Programm ins Leben gerufen. In Seminaren und Workshops werden die Vertreter lokaler Behörden und Institutionen, aber auch Lehrer mit der jeweiligen Historie vertraut gemacht. „Die lokalen Behörden sind dafür verantwortlich, das Erbe zu schützen und zu bewahren“, hebt Odunga hervor. „Wir erklären ihnen, wie das geht.“ Ist entsprechendes Wissen vorhanden, könne dieses auch mit Besuchern geteilt werden: „Wenn sich die Stätten in gutem Zustand präsentieren, kommen die Touristen automatisch.“ Dass noch immer nicht sonderlich viele Touristen den Weg zu den bereits 1981 zum Weltkulturerbe ernannten Ruinen der früher bedeutenden Handels- und Hafenstadt Kilwa Kisawani finden, liegt vor allem an fehlenden Verkehrsverbindungen, erklärt der Experte. Immerhin wird derzeit ein Anlegesteg auf der Insel gebaut, so dass Besucher die Sehenswürdigkeit leichter per Boot erreichen können.

Die Kooperation mit den lokalen Behörden ist ungeheuer wichtig für den Erfolg des gesamten Sklavenrouten-Projektes, betont Odunga zum Schluss noch einmal. Schließlich muss nicht nur das Ministerium für Land- und Stadtplanung zustimmen, wenn eine Stätte zum geschützten Gebiet erklärt werden soll, sondern auch die Verwaltungen vor Ort: „Wenn die nein sagen, bedeutet dies das Ende.“

6. Systemloses Sammelsurium – der Sklavenhandel im Nationalmuseum

Das D.o.A. hat seinen Sitz im Nationalmuseum Tansanias. In diesem widmet sich eine Abteilung der Entstehung des Menschen – Tansania gilt als eine der Wiegen der Menschheit –, wobei einige Angaben ziemlich veraltet sind. Eine andere Abteilung beschäftigt sich mit den verschiedenen Völkern des Landes, ein Naturkunde-Teil gibt mit Hilfe in Alkohol konservierter Schlangen, ausgestopfter Vögel und aufgespießter Insekten einen Einblick in die Tierwelt, und eine Etage ist für die Geschichte Ostafrikas reserviert.

Die Ausstellung wirkt ziemlich systemlos. Bilder und Exponate hängen an der Wand bzw. liegen in Vitrinen, mit zwei, drei Zeilen beschrieben – doch es werden kaum Zusammenhänge deutlich, Entwicklungen werden nicht kontinuierlich dargestellt. Das gilt auch für die Ecke, die sich mit dem Sklavenhandel beschäftigt. Verblichene Karten, auf denen die Handelswege eingezeichnet sind, ein paar Bilder von Karawanen, von den deutschen Kolonialbehörden ausgestellte Freibriefe für Sklaven. Ein Bild des berühmten Händlers Tippu Tipp, ein Elefantenstoßzahn, eine eiserne Schelle. Das ist alles. Keine Daten über Anfang und Ende dieser dunklen Epoche, keine Zahlen, keine Angaben über die Abnehmer der Sklaven, kaum welche darüber, woher die Gefangenen stammten und welche sozialen und demographischen Folgen die gnadenlose Menschenjagd hatte.

7. „Der Sklavenhandel wird instrumentalisiert“ – sagt der Schriftsteller Adam Shafi Adam

Adam Shafi Adam stimmt der Einschätzung zu, dass die Ausstellung im Nationalmuseum dürftig ist. Der Schriftsteller – er ist Vorsitzender der Dachorganisation aller im weitesten Sinne mit der Herstellung und Verbreitung von Büchern befassten Institutionen, des „Book Development Council of Tanzania“ – bedauert das. Auch er hält das Sklavenrouten-Projekt für bedeutsam: „Sie sollte bewahrt werden als Teil unserer Geschichte.“ Bislang aber „ist das Thema von tansanischen Wissenschaftlern noch nicht ausreichend erforscht worden“, findet der Intellektuelle. Eine vorurteilsfreie Forschung ist nach Shafi Adams Ansicht noch aus einem anderen Grund wichtig: „Es gibt Leute in Ostafrika, die den Eindruck zu vermitteln versuchen, dass der Islam als Religion für den Sklavenhandel verantwortlich war. Doch das stimmt nicht – es waren Vertreter aller Religionen beteiligt. Die Araber waren nicht deshalb im Sklavenhandel involviert, weil sie Moslems waren, sondern weil sie Geschäftsleute waren.“ Der Sklavenhandel wird also nach Meinung des Schriftstellers für religiöse Gefechte instrumentali-

siert: „Es gibt starke Vorbehalte zwischen Christen und Moslems. Und daher versucht jede Seite, die dunklen Punkte in der Geschichte der anderen Seite herauszustellen.“ Das treibt laut Shafi Adam bereits unschöne Blüten: So habe ein Autor von der (zu 95 Prozent muslimischen) Insel Sansibar schon ein Buch auf Kisuaheli geschrieben über den Einfluss der Christen auf den Sklavenhandel – als Reaktion auf entsprechende umgekehrte Publikationen christlicher Verfasser. Kein Wunder, dass Shafi Adam abschließend warnt: „Wenn die Diskussion über die Sklaverei aus religiösen Gründen missbraucht wird, geht der Sinn der Forschung verloren.“

8. „Hallo mein Freund, wie geht’s?“ – Alte Bekannte in Dar

Nach gut vier Wochen habe ich das Gefühl, in der überschaubaren Innenstadt Dar es Salaams kenne mich jeder. Immer wieder werde ich wie ein alter Bekannter begrüßt, wenn ich durch die Straßen gehe. Immerhin wissen die Jungs von den Safari-Unternehmen irgendwann, dass ich nicht bei ihnen zu buchen gedenke.

Vor dem Hotel sitzt häufig Muhammad: „Hallo mein Freund, wie geht’s, was machst Du heute?“ fragt er fast jeden Morgen auf Deutsch und abends, was ich denn gemacht habe. Er hat mal eine zeitlang in Deutschland gelebt und unter anderem als Seemann gearbeitet, aber da er keine Arbeitserlaubnis hatte, ist er nach einer Weile nach Tansania zurückgekehrt. Jetzt arbeite er als Führer in den Nationalparks, sagt er, aber derzeit gebe es kaum Arbeit. Seitdem im Frühjahr 2003 vor angeblich geplanten Terroranschlägen gewarnt wurde, kommen weniger Touristen. Und die Konkurrenz unter den Safariunternehmen ist riesig. Ab und zu begleitet mich Muhammad ein paar Schritte, etwa wenn ich an einem der vielen Straßenstände frische Mangos oder Bananen kaufen will. Natürlich erhofft er sich davon ein bisschen Geld. Ich verabrede mit ihm, dass er mir an einem Samstag den riesigen Markt im etwas verrufenen Stadtteil Kariakoo zeigt. Obst und Gemüse in Hülle und Fülle, Fisch, Haushaltswaren – ein Fest für die Augen, aber weniger für die Nase.

Ein paar meiner „Bekannt“en“ aus dem Viertel wollen sich einfach nur mit mir unterhalten, wenn möglich bei einem spendierten Bier. Manchmal will ich meine Ruhe haben, wenn ich abends vom „Guardian“ komme. Zwei, drei Mal willige ich ein. Und rede zum Beispiel mit Alan und einem seiner Freunde über die vielen Probleme Tansanias, aber auch darüber, dass das Zusammenleben zwischen Christen und Moslems – die jeweils etwa 40 Prozent der Bevölkerung ausmachen – in Tansania gut funktioniert. Noch zumindest.

An meinem letzten Arbeitstag beim „Guardian“ organisieren die Kollegen ein Abschiedsessen in einem Open-Air-Pub. Jeder gibt ein bisschen Geld – nur ich darf nichts beisteuern, das wird mir ausdrücklich „verboten“.

Es wird ein sehr schöner Abend. Ich muss viel von Deutschland und meiner Arbeit bei der „Glocke“ erzählen, und wir vergleichen die Lebensverhältnisse in unseren Ländern. Die „Guardian“-Kollegen sind einerseits stolz darauf, dass das Land politisch stabil ist, dass Völker und Religionen weitgehend spannungsfrei miteinander leben und dass die Presse frei ist. Das alles könne die Grundlage für eine positive Entwicklung sein, heißt es. Andererseits spüre ich auch tief sitzenden Pessimismus. In 42 Jahren Unabhängigkeit habe Tansania wenig erreicht, lautet eine verbreitete Meinung. Von den Regierenden seien viele korrupt und steckten das Geld westlicher Geberländer zum Teil in die eigene Tasche, höre ich. Sie kümmerten sich aber nicht wirklich um das mangelhafte Gesundheits- und das ebenfalls nicht gerade optimale Bildungssystem und unternähmen zu wenig gegen die Armut. Eine ambivalente Haltung, die mir in Dar häufig begegnet ist und die ich auch im übrigen Tansania noch oft registrieren werde.

9. „Hier gibt’s keinen Fahrplan“ – Unterwegs mit der Zentralbahn, Teil 1

Sonntag, 16 Uhr. Im Bahnhof der Zentral-Eisenbahn in Dar herrscht dichtes Gewusel. Verkäufer bieten Wasserflaschen, Brote, Früchte und Süßigkeiten an. Ganze Familien sitzen mit ihrem Gepäck auf dem Bahnsteig, die Frauen zumeist in bunte Wickelgewänder, Kangas, gehüllt. Die Passagiere der 1. und 2. Klasse schauen auf einer Tafel nach, welche Liege in welchem Abteil für sie reserviert ist. Ich teile mir ein 2.-Klasse-Abteil mit sechs Liegen mit drei weiteren Männern. Sie sind mit reichlich Taschen, Säcken und Bündeln unterwegs. Pünktlich um 17 Uhr ruckelt der Zug los – doch ab jetzt gilt für die 1.200-Kilometer-Fahrt nach Kigoma am Tanganyika-See nur noch ein ungefährender Fahrplan. Mehr als 40 Stunden dauert die Tour. Gebaut haben die Bahn noch die Deutschen.

Bald nach der Abfahrt wird es dunkel. Der Schaffner verteilt Kopfkissen und Laken, später bringt er einen Holzpflock in jedes Abteil. Die werden, wenn der Zug nachts irgendwo hält, unter das Schiebefenster geklemmt. „Als Schutz vor Dieben“, erklärt Abteilnachbar Alphonse, „die laufen über die Waggondächer und langen von oben durch offene Fenster“. Alphonse kehrt nach dreimonatiger Geschäftsreise durch Südafrika zu seiner Familie nach Kigoma zurück. Er schwärmt von Südafrika: „Alles sauber, gute Straßen, im Supermarkt geht alles automatisch – man muss zum Bezahlen einfach eine

Karte in einen Automaten stecken.“ Verglichen mit Johannesburg sei Dar ein Dorf, und Kigoma sei ein Dorf verglichen mit Dar.

„Ich habe Fisch mit Reis, Rindfleisch mit Reis und Huhn mit Reis“, zählt ein Speisewagenkellner das Angebot zum Abendessen auf. Kurze Zeit später bringt er die Mahlzeit ins Abteil. Einen Tisch gibt es nicht, die Knie müssen als Ablage reichen. Die Frau eines Mitreisenden ist herübergekommen – Männer und Frauen schlafen strikt getrennt –, die beiden essen mitgebrachtes Mishkake, am Spieß gebratene Fleischstückchen, mit Chappatis, Fladenbrot.

An jedem Bahnhof warten Verkäufer auf den Zug, selbst mitten in der Nacht. Sie halten Tablets und Eimer mit Früchten, Gebäck oder Tomaten an die Fenster. In der ersten größeren Stadt hinter Dar, Morogoro, deckt sich Alphonse mit Kokosnüssen ein. Auch die übrigen Mitreisenden kaufen ein: Orangen, Bananen, ein Sack Zwiebeln. Bei jedem Halt füllt sich das Abteil weiter, bald stapeln sich Körbe, Matten, Mörser und andere Haushaltswaren in der Mitte des Abteils und auf den freien Liegen. In Dodoma, der offiziellen Hauptstadt Tansanias, werden auch lebende Hühner angeboten – aber von denen reist dann doch keines mit nach Westen. Die meisten Reisenden frühstücken auf dem Bahnsteig: Chappatis, Tee, Obst.

Hinter Dodoma folgen die Gleise in etwa der historischen Handelsroute. Der Zug zockelt dahin und wird schon mal von Radfahrern überholt. Die Landschaft ist trocken, das Gras- und Buschland liegt unter flirrender Hitze. Über die Ebene sind kleine Gehöfte gesprenkelt, einfache Lehmhütten, oft mit Stroh gedeckt. Überall, wo ein paar Hütten dichter beisammen stehen, hält der Zug, überall warten die Verkäufer bzw. sind kleine Garküchen aufgebaut. Immerhin sind die Gleise für die meisten Orte die beste Verbindung zum Rest des Landes, die Straßen oder eher Pisten sind meist schlecht. Ich beginne mich zu fragen, was die erwarteten Touristen denn hier anschauen sollen, wie sie in die kleinen Dörfer kommen und wo sie übernachten sollen. Aber die Fahrt mit der Zentralbahn – das ist ein Erlebnis nicht nur für Eisenbahnfreunde.

Schon der Menschen wegen, die mitreisen. Irgendwann sitzt ein alter Mann im Abteil, mit dunklem Anzug und dunkler Kappe. „Ein Witchdoctor“, erklärt Alphonse, ein Naturheiler. In einem Beutel trägt er allerlei Heilmittel mit sich. Zum Beispiel Holz, von dem ein Stückchen in Wasser gekocht wird, und das Wasser hilft dann gegen Asthma, übersetzt Alphonse. „Aber ich glaube nicht daran“, fügt er lachend hinzu. Später sehe ich den Witchdoctor im Gang auf dem Fußboden schlafen. Der Zug ist ziemlich voll, da muss man sich halt mit jedem Plätzchen zufrieden geben, das noch frei ist.

Die Fahrt führt über die Hochebene Zentraltansanias, meist ziehen sich die Gleise durch trockene, niedrige „Miombo“-Wälder. Gegen 22 Uhr

am Montag Abend erreicht der Zug Tabora, etwa zwei Drittel der Strecke sind zurückgelegt. Eigentlich hätte er – glaubt man der Homepage der Zentralbahn-Gesellschaft – schon um 20.10 Uhr Richtung Kigoma weiterfahren, ein Anschlusszug nach Mwanza Tabora um 21.30 Uhr verlassen sollen. „Du bist in einem afrikanischen Land“, lacht Alphonce, „hier gibt’s keinen Fahrplan“.

Ich unterbreche meine Fahrt in Tabora, um mich dort ein wenig umzusehen.

10. Unter ständiger Beobachtung – in Tabora

Tabora hat wohl um die 200.000 Einwohner, ist Eisenbahnknotenpunkt, über Straßen allerdings schlecht zu erreichen. Früher war die Stadt ein bedeutender Handels- und Karawanenort. Der im Reisereport des D.o.A. genannte Ansprechpartner ist leider gerade in Dar, also fahre ich auf eigene Faust mit dem Taxi zum etwas außerhalb gelegenen David-Livingstone-Museum. In dem kleinen Haus, das als nationales Denkmal sogar auf einer Briefmarke abgebildet ist, hat der berühmte Afrika-Forscher und Gegner der Sklaverei (1813-1873) mehrfach gewohnt. Es ist geschlossen, der Taxifahrer spricht einen Jungen an, der zum Glück weiß, wen er holen muss. Die beiden fahren mit dem Wagen los und kommen kurze Zeit später mit dem Museumswärter zurück. Erklären kann der wenig – er spricht, ebenso wie der Fahrer, praktisch kein Wort Englisch. Zu sehen ist in dem Häuschen nicht viel: ein paar Bilder, kopierte Zeitungsseiten und Dokumente. Die meisten Räume sind leer. Eine halbe Stunde Aufenthalt reicht völlig. Die als solche verzeichnete Touristenattraktion hatte ich mir ein bisschen anders vorgestellt.

Allzu viele Touristen scheinen ohnehin nicht in die Stadt zu kommen. Während ich durch die Stadt laufe habe ich das Gefühl, ich sei der einzige „Mzungu“, Weiße, weit und breit. An jeder Ecke höre ich jemanden „Mzungu, mzungu“ rufen. Irgendwie fühle ich mich stets beobachtet.

11. Ein paar Kili zum Frühstück – Unterwegs mit der Zentralbahn, Teil 2

Der nächste Zug nach Kigoma fährt am Mittwoch Abend. Am Bahnhof will zunächst niemand etwas davon wissen, dass ich eine Liege gebucht habe, schließlich werde ich doch noch in einem Abteil untergebracht. Diesmal ist es mit sechs Mann voll belegt, alle haben reichlich eingekauft. Entsprechend schwierig ist es, meinen großen Koffer unterzubringen. Mit Mike, der ebenfalls zu seiner Familie fährt, unterhalte ich mich über Tansania. „We’re happy“, sagt er. Glückliche, weil es keine Kriege im Land gibt, und weil die

Volkszugehörigkeit keine Rolle spiele. Die Verkehrssprache Kisuaheli sei das verbindende Element, dank derer sich jeder in jedem Landesteil verständigen kann. Von der Sklavenroute habe er gehört, vom Weltkulturerbe noch nicht. „Es ist gut, dass die Erinnerung an die Geschichte für die kommenden Generationen bewahrt wird“, findet er. Eine typische Antwort. Die Sklaverei wird zwar im Geschichtsunterricht behandelt, das höre ich stets, wenn ich mal danach frage. Aber egal ob bei einem Taxifahrer in Dar, bei einem Kollegen vom „Guardian“ oder eben beim Abteilnachbar Mike – ich habe oft das Gefühl, als wolle man nicht so recht über das Thema sprechen.

Am nächsten Morgen ist die Landschaft grüner. Teilweise reicht dichter Wald an die Gleise, an den Haltepunkten gibt es Zuckerrohr zu kaufen. Zum Frühstück werden im Speisewagen Nudeln zum öligen Omelett gereicht. Am Nachbartisch gibt es stattdessen ein paar „Kili“ – Kilimanjaro-Bier in Halbliterflaschen.

Ein paar Stunden nach Sonnenaufgang ist der Tanganyika-See zu sehen, und gegen 10 Uhr fährt der Zug in den riesigen Kolonialzeiten-Bahnhof von Kigoma ein.

12. Versteckte Geschichte – Ujiji am Lake Tanganyika

Eliud Mulilo hat eine Menge Ideen. „Man könnte ein Hotel mit Restaurant am Strand bauen“, sagt der Stadtplaner von der Distriktverwaltung Kigoma-Ujiji und zeigt auf das Ufer des Tanganyika-Sees. „Davon könnten die lokale Bevölkerung und die Stadt profitieren.“ Die Stadt, das ist in diesem Fall Kigomas Nachbarort Ujiji. Hier landeten früher Boote mit Sklaven, die auf der anderen Seite des Sees, im heutigen Kongo, geraubt worden waren. Und von hier aus zogen dann die Sklaven- und Elfenbeinkarawanen los in Richtung Küste. Heute ist Ujiji ein eher verschlafenes Städtchen. Aber das soll sich ändern, findet Mulilo. Nicht zuletzt mit Hilfe des Weltkulturerbe-Vorhabens.

Ein paar Tage zuvor war ich schon einmal alleine durch den Ort gelaufen. Eine der Attraktionen ist das Livingstone Memorial Museum, errichtet an dem Ort, an dem der amerikanische Journalist Henry M. Stanley 1871 den verschollen geglaubten Livingstone fand. Ein Gedenkstein erinnert an den Moment, eine kleine Ausstellung an die beiden Forscher. Ihr Aufeinandertreffen, bei dem Stanley den Briten mit den Worten „Dr. Livingstone, I presume?“ begrüßt hat, ist mit zwei Pappmaché-Figuren nachgestellt. Darüber hinaus sind ein paar Bilder und Dokumente ausgestellt. Immerhin ist mit Haruna Kapitulo ein kompetenter Ansprechpartner

anwesend, der aus einer Kladde etwas über Livingstones Leben erzählt bzw. abliest. Er ist auch für die Pflege des kleinen Grundstücks mit seinen alten Mangobäumen zuständig – das Ergebnis kann sich sehen lassen. Laut Gästebuch waren von Anfang Februar bis jetzt, Ende Oktober, grob geschätzt 1.800 Besucher in dem Museum, zu vielleicht 80 Prozent Tansanier.

Beim Spaziergang durch den Ort höre ich wieder an allen Ecken „Mzungu, mzungu“, aber es wirkt freundlicher als in Tabora, und die Kinder freuen sich über ein Winken oder ein „hello“. Kisuaheli-Kenntnisse wären jetzt hilfreich, Englisch spricht kaum jemand. Schade, denn ich suche nach laut Reiseführer noch vorhandenen Relikten der Vergangenheit, aber von denen ist nichts zu erkennen (kein Wunder – zumindest die Existenz von Sklavengefängnis-Ruinen hat der Autor des Buches fälschlicherweise vermeldet, den Fehler in einer späteren Auflage aber korrigiert). Ausnahme: eine prachtvolle Mangoallee am Ortsrand. Solche Alleen hat es früher über weite Strecken der Sklavenroute gegeben, sie spendeten Schatten und zugleich die leckeren Früchte. Heute sind die meisten dieser Baumreihen verschwunden.

Gemeinsam mit Mulilo fällt der Blick in Ujjis Vergangenheit leichter. Wir hatten uns für den Morgen in seinem Büro verabredet, doch nachdem wir eine Weile über das Sklavenrouten-Projekt gesprochen hatten, meint er plötzlich: „Ein alter Mann in der Stadtverwaltung kommt aus Ujiji, der kann uns die Plätze dort zeigen.“ Sprachs und verschwindet, um den Kollegen Bakari Tambwe zu holen. Ein Auto samt Fahrer findet sich auch bald, dennoch geht es noch nicht gleich los. Es dauert ein bisschen, bis ich begreife: „Die Benzinkosten übernehme ich natürlich.“

In Ujiji steigen wir am Museum aus. Die Moschee nebenan war einmal das Haus des berühmten Händlers Tippu Tipp, erklärt Mulilo. Aha, man muss es nur wissen. Ein paar Meter weiter steht ein weiteres unscheinbares, etwas heruntergekommenes Haus: „Hier lebten auch Araber“, sagt Mulilo, „noch fünf Jahre, ohne dass etwas getan wird, und es verfällt, und wir verlieren wieder einen Teil unserer Geschichte“. Der Bewohner wollte einmal neue Fenster und Türen einbauen. Aber das verhinderte die Distriktverwaltung, die historischen Relikte blieben erhalten. Geld für Renovierungen fehlt der Behörde allerdings, bedauert der Stadtplaner.

Ein paar Ecken weiter, auf einem kleinen Platz, bleibt Tambwe wieder stehen. Das sei Kabondo, erklärt er. Heute liegt das Stadtviertel einige hundert Meter vom See entfernt, doch im 19. Jahrhundert verlief hier noch dessen Ufer. „Hier war ein Sammelpunkt für die Sklaven“, sagt Mulilo. Früher stand hier sogar ein aus Stein gebautes Lager, im Untergrund seien davon noch Reste zu finden. Ein Anwohner führt uns in den Hof eines der flachen Lehmhäuschen, in dem ein Haufen Steine liegt. Mulilo hebt einen Brocken

hoch: „Die stammen von dem Lager. Jetzt dienen sie dem allgemeinen Gebrauch, aber wir wollen sie als historische Relikte bewahren.“

Wieder nur ein paar hundert Meter weiter öffnet sich die Straße – eigentlich mehr ein festgetretener breiter Weg - zu einem gänzlich unspektakulären Platz. „Hierher wurden die Sklaven von Kabondo gebracht und verkauft“, erklärt Tambwe – wir stehen auf dem ehemaligen Usagara-Sklavenmarkt. Ein Fort soll es an dessen Rand gegeben haben, doch das ist verschwunden. „Man könnte hier einen Gedenkstein errichten der zeigt, dass hier der Sklavenmarkt war. Mit einem Zaun drumherum, wie beim Livingstone Museum“ – Mulilo hat wirklich einige Ideen.

Am Usagara-Markt begann einmal die lange Mangoallee, jetzt sind es vielleicht zwei Kilometer, die wir mit dem Geländewagen zu deren Beginn zurücklegen. „Es wäre doch denkbar, dass Touristen in einem Hotel am Strand von Ujiji wohnen und vom Livingstone Memorial Museum aus die Strecke über Kabondo und Usagara bis zur Mangoallee erwandern“ – Mulilo hat schon ganz konkrete Vorstellungen. Erklärende Tafeln an den entsprechenden Orten müssten aufgestellt werden, dann könnten die Besucher den historischen Wegen folgen. Schön wäre es auch, fährt Mulilo fort, wenn es ausgebildete Führer gäbe, die den Touristen die Geschichte wirklich nahebringen können und nicht nur ein paar Zahlen vorlesen – der Traum bezieht sich auch auf das Museum. Das, erzählt der Stadtplaner, soll ohnehin irgendwann aus der Verantwortung der Zentralregierung in die der Stadt übergehen. Mulilo ist auf jeden Fall dafür: „Wir wollen spüren, dass es uns gehört.“

Wenn dann wirklich einmal etwas zu erleben ist in Ujiji und die Touristen im Ort auch wohnen können, dann werden sie auch Geld dalassen und nicht nur, wie heute, einen wenige Stunden dauernden Ausflug hierher machen. Daran glaubt Mulilo fest. Aber er versichert auch, dass neben dem finanziellen Aspekt die Bewahrung der Geschichte an sich eine große Rolle spielt, wenn über das Weltkulturerbe-Projekt gesprochen wird.

Den ganzen Vormittag über haben sich Mulilo und Tambwe für mich Zeit genommen. Einfach so. Einfach nett.

13. Nicht nur der Fisch müffelt – Schifffahrt auf dem Tanganyika-See

Kigoma hat noch mehr zu bieten als Ujiji und seine Vergangenheit, was den Glauben an eine steigende Gästezahl durchaus realistisch erscheinen lässt. Der Gombe-Stream- und der Mahale-Nationalpark, jeweils Lebensraum von Schimpansen, sind von hier aus zu erreichen, der See ist für seinen fantastischen Fischreichtum berühmt und damit für Taucher und Schnorchler

attraktiv. Kigoma ist zudem der einzige nennenswerte tansanische Hafen am Lake Tanganyika. Einmal in der Woche, mittwochs, fährt ein Schiff die Küste entlang bis zur Südspitze des Sees. Soll ein tolles Erlebnis sein, heißt es im Reiseführer. Also auch eine weitere potenzielle Attraktion für weitere Touristen, denke ich. An diesem Mittwoch bin ich der einzige. 55 US-Dollar kostet eine Fahrt in der 1. Klasse, bar und in Devisen zu zahlen. Gut eine Stunde vor der Abfahrt – die für 16 Uhr vorgesehen ist – bin ich am Hafen. Ein älterer Mann schnappt sich gleich meinen Koffer, lotst mich in den Wartebereich. Wie üblich warten ganze Familien, Kinder spielen zwischen den Gepäckbergen.

Es wird 17 Uhr, 17.30, „mein“ Gepäckträger geleitet mich zu einem Tor, das den Weg zum Kai öffnet. Doch auch hier heißt es erst einmal: warten. 18 Uhr ist es schließlich, als die Passagiere auf das Schiff gelassen werden. Leider bedient diesmal die „MV Mwongozo“ die Strecke – und nicht die „Liamba“. Die „Liamba“ ist 1914/15, mit von Deutschland nach Ostafrika gebrachten Einzelteilen, als „Graf von Götzen“ zusammengebaut worden. Im ersten Weltkrieg versenkten die Deutschen das Schiff, nach ihrer Niederlage wurde es von den siegreichen Belgiern geborgen, sank jedoch erneut. 1924 wurde es erneut gehoben, und seit 1927 dampft es als „Liamba“ über den See.

Der Kofferträger stürmt mir voran in den 1.-Klasse-Teil, wo sich erst einmal alles auf den Gängen staut. Schließlich will wieder reichlich Gepäck zwischengelagert werden. Ich zucke zusammen, als mein Helfer seinen Preis nennt – 10.000 Schilling will er haben, gut acht Euro! Das ist ein Vielfaches dessen, was sonst üblich ist. Ich beginne die Verhandlungen bei 2000, bei 4000 habe ich keine Lust mehr zu diskutieren und gebe ihm das Geld.

Der Steward lässt sich Zeit, jedem einzelnen Passagier Kabine und Bett zuzuweisen. Ich beziehe alleine eine Zwei-Bett-Kabine – und schrecke beim Eintreten zurück. Es müffelt heftig aus Richtung der stellenweise aufgeschlitzten Matratzen. Sanitäre Anlagen gibt es auch nicht. Als ich, nachdem das Schiff gegen 19 Uhr endlich abgelegt hatte, die Gemeinschaftstoiletten betrete, schüttelt es mich noch mehr. Meinen Plan, mit der Liamba von der Südspitze des Sees aus gleich wieder zurück nach Kigoma zu fahren, lasse ich fallen. Ich ertappe mich dabei, in touristischen Kategorien zu denken – die Europäer, Amerikaner, Japaner oder Australier, die wirklich Geld brächten, würden zweifellos mehr Komfort erwarten.

Dabei ist die Fahrt trotz allem sehr erlebnisreich. Da die kleinen Fischerorte, von zwei Ausnahmen abgesehen, nicht über Anlegestege verfügen, ankert die „Mwongozo“ ein Stück vor dem Ufer. Nach kurzer Zeit schwirren mindestens ein Dutzend Boote um das Schiff herum, und in wildem Chaos – zumindest sieht es für Außenstehende so aus – und lautem Geschrei

klettern Passagiere aus den Booten an Bord, wird Fracht an Bord gehievt. Gleichzeitig aber versuchen Frauen, Männer und Kinder vom Schiff aus in die schaukelnden Nusschalen zu klettern, Gepäck – darunter auch schon mal ein paar Hühner – natürlich inklusive. Immerhin: Außer dem einen oder anderen Bootsführer geht niemand baden, und Gepäck oder Fracht scheinen auch vollständig an ihr Ziel zu gelangen. Das gilt auch für die Säcke mit kleinen, getrockneten Fischchen, die sich zu Hunderten auf dem Vorderdeck stapeln. Das Schauspiel wiederholt sich 15 Mal. Fotografieren ist nicht gern gesehen, das wird mir beim ersten Versuch wort- und gestenreich deutlich gemacht.

Am zweiten Abend – die einfache Fahrt dauert bis Freitagmittag, also fast zwei Tage – spricht mich im Bordrestaurant ein Junge an, vielleicht 17 oder 18 Jahre alt. Ob er meine Adresse haben und ein Foto von uns beiden machen lassen könne. Klar, kein Problem. Dann erzählt John Paul in passablem Englisch, dass er ja gerne noch zwei Jahre lang zur Schule gehen würde, in die Sekundarstufe: „Aber für ein Jahr muss man 150.000 Schilling (etwa 120 Euro) zahlen. Und meine Eltern haben kein Geld, wir leben in einem kleinen Dorf, und mit der Landwirtschaft verdienen sie kaum etwas.“ Es wird wieder eines dieser deprimierenden Gespräche, nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal während der drei Monate: Ich muss erklären, dass ich auch nicht jedem helfen kann, der um Geld bittet – obwohl klar ist, dass jeder Tourist per se „reich“ ist für tansanische Verhältnisse. „Wenn Gott will, treffen wir uns wieder“, sagt John Paul zum Abschied.

14. Grenzer mal so, mal so – Via Sambia zurück an die Küste

Da die Rückfahrt nach Kigoma nun also ins Wasser fällt und die Südspitze des Tanganyika-Sees schon zu Sambia gehört, sind nach dem Ausschiffen in Mpulungu erst einmal 25 US-Dollar für ein Transitvisum fällig. Die sambischen Grenzer nehmen ihren Job sehr genau, der Name jedes Einreisenden wird in diverse Listen eingetragen, das Gepäck kontrolliert. „Ich habe Durst, ein Drink wäre nicht schlecht“, murmelt ein Grenzer, während er meinen Koffer durchsucht, und eine leichte Fahne weht mir entgegen. Wie soll man denn darauf reagieren? Einen ausgeben – und Ärger bekommen, weil man die Grenzer bestechen wollte? Gar nicht – und ein paar Stunden in der Grenzbaracke verbringen? Der Mann in Uniform macht jede Seitentasche des Koffers auf, ganz geruhsam. „Mein Hals ist ziemlich trocken“, meint jetzt auch der Kollege des Koffer-Durchsuchers. „Meiner auch“, fällt mir nur als Antwort ein, und daraufhin geben es die beiden Uniformierten zum Glück auch schon auf.

Am nächsten Morgen geht es ganz früh weiter, mit einem Lkw Richtung Grenzort Nakonde. Der ist von Mpulungu etwa 240 Kilometer entfernt. Die Erdstraße ist mit Schlaglöchern und Spurrinnen übersät, der junge Fahrer heizt trotzdem ziemlich. Zum Glück sitze ich im Führerhaus – die vielleicht zwei Dutzend Passagiere auf der Ladefläche müssen neben dem Gerüttel auch noch jede Menge Staub ertragen.

Nach gut fünf Stunden ist die Grenze erreicht. Wieder wird mein Name auf sambischer Seite in mehrere Listen eingetragen – als ob die jemals mit den Einreiselisten abgeglichen werden. Auf tansanischer Seite sind gleich wieder 20 US-Dollar fällig, denn mit dem Verlassen des Landes hatte mein Drei-Monats-Visum seine Gültigkeit verloren. „Auch wenn Sie nur eine Stunde in Sambia gewesen wären, bräuchten Sie ein neues Visum“, sagt die Grenzbeamtin. Aber sie lächelt dabei und wünscht noch freundlich einen schönen Tag.

Der Kleinbus in die nächste Großstadt, Mbeya, ist wie üblich überfüllt, der überraschend modern scheinende Reisebus, mit dem ich ein paar Tage später nach Dar fahre, ist es nicht. Dafür ist er auf den gut ausgebauten Straßen aber verdammt schnell unterwegs. Für die 850 Kilometer benötigt er keine zehn Stunden reine Fahrzeit. Das Busunternehmen, Scandinavia, gilt gemeinhin als das zuverlässigste im Land, die Fahrer als die vorsichtigsten... dennoch bin ich ganz froh, auf einem der hinteren Plätze zu sitzen und dadurch nicht so genau mitzubekommen, was sich alles auf der Straße abspielt.

15. Steinerne Geschichte – in Sansibars Altstadt

Sansibar. Schon als die Fähre, von Dar kommend, die auf einer Halbinsel liegende historische Altstadt umfährt, bin ich von der abwechslungsreichen Architektur der Wasserfront fasziniert. Und dann der erste Gang durch die „Stone Town“ genannte Altstadt! Das Gewirr enger Gassen – Ortsfremde verlaufen sich unweigerlich nach ein paar Minuten. Die Häuser aus Korallengestein aus dem 19. Jahrhundert, von denen zwar viele verfallen und viele andere in schlechtem Zustand sind, einige aber auch wunderschön renoviert sind. Die vielen mit Schnitzereien reich verzierten Holztüren. Einfach toll. Kein Wunder, dass die Stone Town bereits als Weltkulturerbe auf der Liste der UNESCO steht, seit 2000. Dass der relative Reichtum der Stadt früher zum guten Teil aus ganz dunklen Quellen sprudelte – nämlich dem Sklavenhandel und der auf Sklavenarbeit angewiesenen Kultivierung von Gewürzen – gerät leicht in Vergessenheit.

Auch bei der Bewerbung der Stone Town haben schwedische Experten geholfen, erläutert Mwalim A. Mwalim. Geschrieben haben die Mappe die Leute der „Stone Town Conservation and Development Authority“ (STCDA, etwa: Stone Town Denkmalschutz- und Entwicklungsbehörde), deren Generaldirektor Mwalim ist. Ins Leben gerufen wurde die STCDA 1985, aber erst 1994 erhielt ihre Arbeit eine gesetzliche Grundlage. „Prinzipiell haben wir fast unbeschränkte Befugnisse“, antwortet Mwalim auf die Frage, was die Denkmalschutzbehörde denn gegen die Zerstörung historischer Gebäude tun könne. So ist im Prinzip für jede Baumaßnahme eine Genehmigung erforderlich, die STCDA kann das Aussehen zum Beispiel der Türen und Fenster eines Hauses vorschreiben.

„Praktisch aber haben wir wenig Einfluss“, fährt Mwalim bedauernd fort. Grund sei zum einen die mangelhafte finanzielle Ausstattung durch die Regierung Sansibars (Sansibar bildet gemeinsam mit dem Festlandteil Tanganyika den Bundesstaat Tansania, verwaltet sich aber weitgehend selbst). Zum anderen werde seine Behörde in den politischen Strukturen zerrieben – mit der Regierung Sansibars, der Verwaltung der Region West-Unguja (Unguja ist der offizielle Name der Insel, auf der die Stadt Sansibar liegt) sowie der Stadtregierung gibt es gleich drei Ebenen, die ihre Macht beweisen müssten, indem sie sich in die die Altstadt betreffenden Angelegenheiten einmischen. Das verkompliziert die Entwicklung der Stone Town oft genug, ärgert sich Mwalim.

„Ein Teil der Bewohner ist sich der kulturellen Bedeutung der Stone Town bewusst, ein anderer Teil nicht. Aber alle wissen, dass Stone Town etwas ganz besonderes ist“, glaubt Mwalim. Was oft unterschätzt werde sei das Interesse des Auslands an dem geschichtsträchtigen Ort. Die jüngere Generation und insbesondere die Geschäftswelt haben die Attraktivität der Stadt für den Tourismus aber längst erkannt.

Leider hat Mwalim nur wenig Zeit – er muss zu einem mehrtägigen Fachkongress. „Ich wünschte, ich selbst könnte Ihnen die Stadt zeigen“, sagt er, als er mich für weitere Fragen an die „Zanzibar Tourist Corporation“ (ZTC) verweist.

Bei der ZTC zeigt man sich sehr an dem interessiert, was ich so über das Sklavenrouten-Projekt in Erfahrung gebracht habe. Sansibar ist daran nicht beteiligt, bedauert Marketing-Mitarbeiter Muhidin B. Rajab: „Wir haben erst vor drei Monaten (also im August 2003) überhaupt davon gehört.“ Einerseits sei das verständlich, weil die Stone Town eben schon den Weltkulturerbestatus besitzt. Andererseits gibt es historische Stätten auf der Insel, die nicht dazugehören und in das Schema der neuen Initiative passten. Der Sitz der ZTC etwa, das Livingstone House, in dem der Forscher mal gewohnt hat. Und die Sklavenhöhlen von Mangapwani, rund 20 Kilometer nördlich der Stadt

an der Westküste der Insel. Dort, in einer in das Korallengestein gehauenen, überdachten Höhle haben die Sklavenhändler ihre Opfer versteckt, nachdem die Briten den Sklavenhandel verboten hatten und die Händler auf dem Meer jagten. Jede „Spice-Tour“, eine Tagesfahrt durch die Gewürzplantagen Sansibars, führt auch zu dieser Höhle. Dunkel ist es darin, steile Treppen führen hinunter in die Kammer. Es gruselt bei der Vorstellung, dass hier von Zeit zu Zeit vielleicht ein paar hundert arme Menschen zusammengepfercht waren, ein ungewisses Schicksal erwartend.

In der Stone Town selbst gibt es auch einige Spuren der düsteren Vergangenheit. Zum Beispiel einen Keller nahe der anglikanischen Kirche, die wiederum auf einem Platz errichtet wurde, auf dem zuvor Sklaven gehandelt worden waren. In den dunklen Gewölben seien die Opfer „zwischenge-lagert“ worden, erzählt ein Gästeführer – angeblich oft mehrere Tage ohne Nahrung, um ihr Durchhaltevermögen zu testen. Es ist allerdings umstritten, ob die Keller wirklich diesem Zweck dienen. Vor der Kirche erinnert ein Skulpturen-Monument – lebensgroße, realistisch gestaltete Figuren mit Ketten um den Hals – an die Zeit des Sklavenhandels.

In das wunderschöne „House of Wonders“, einem früheren Sultanspalast, wird im Herbst 2003 gerade die Sammlung des Historischen Museums verlagert – auch der Sklavenhandel spielt in der Ausstellung eine gebührende Rolle.

Und in der Stone Town steht auch noch das Haus von Tippu Tipp, dem berühmt-berüchtigtsten Händler des 19. Jahrhunderts. Von außen ist es unscheinbar, grau, alles andere als gepflegt. Die wunderschön geschnitzte Tür hat auch schon bessere Zeiten gesehen. Dennoch – ein Foto muss sein. „Hey my friend, welcome, have a look inside“, höre ich plötzlich eine Stimme hinter mir, während ich noch mit der Kamera hantiere. Ein Bewohner des Hauses kommt auf mich zu, Einkaufstüten in der Hand. „Weißt Du, dass das Tippu Tipps Haus war?“, fragt er, während er mich hinein bittet. Aspara wohnt unter dem Dach, in einer riesigen Wohnung – sicher 100 Quadratmeter, sparsam möbliert. Die Außenmauer ist nach oben hin, unter dem Dach, einen Spalt breit offen, so dass Luft zirkulieren kann. Eine Holzterrasse führt auf eine herrliche überdachte Dachterrasse. Es könnte eine Traumwohnung sein – doch sind die Treppenstufen marode, die Fensterläden schief und kaputt, und die Holzbalustrade des ohnehin wenig Vertrauen erweckenden Balkons sieht aus, als breche sie bei der kleinsten Berührung zusammen. „Das ist alles noch original“, erläutert Aspara. „Wir reparieren hier immer mal ein bisschen was“, sagt er, doch für die große Instandhaltung fehle den vier Mietparteien im Haus schlicht das Geld. Das Gebäude gehört der Regierung von Sansibar, sagt mein freundlicher Gastgeber, aber die kümmere sich nicht

darum. Dabei zahlt er für tansanische Verhältnisse eine durchaus ordentliche Miete von 100.000 Schilling, etwa 80 Euro.

Ja, natürlich freue er sich über ein bisschen Geld, sagt Aspara beim Abschied. Ich habe nur 1.000 Schilling klein. „Normalerweise nehmen wir 2.000 oder 3.000“, sagt Aspara fröhlich – es kämen immer mal wieder Touristen vorbei –, „aber Du bist mein Freund, also sind 1.000 genug“. Und wenn ich mal wieder nach Sansibar komme und einen Platz zum Übernachten brauche, sei ich jederzeit willkommen – „weil wir jetzt Freunde sind“.

16. „Das war gar nicht die Hauptroute“ – Zweifel an der „Historical Correctness“

Mr. Rajab von der Tourismus-Vereinigung ZTC hatte mir noch den Tipp gegeben, dass ich im Archiv von Sansibar weitere Informationen über den Sklavenhandel bekommen könnte. Archivleiter Hamadi Hassan ist nirgendwo zu finden, doch der ZTC-Mitarbeiter, der mich später auch noch bis zu den Höhlen von Mangapwani fährt, findet im „House of Wonders“ immerhin Prof. Abdul Sheriff. Der ist Dozent für Geschichte an der Uni Dar es Salaam sowie Berater und Kurator der Museen von Sansibar. „Meine eigenen Forschungen haben ergeben, dass die Route Ujiji – Bagamoyo nicht die wichtigste Handelsroute war“, sagt er zu meiner Überraschung. Vielmehr seien 80 bis 90 Prozent der für Sansibar und Arabien bestimmten Sklaven aus dem Bereich des heutigen Nord-Malawi über eine vergleichsweise geringe Entfernung nach Kilwa, gut 200 Kilometer südlich von Dar, verschleppt worden. Auf der zentralen Route, die ja durch sehr trockene Gebiete führt, hätten die meisten Opfer nur ein Teilstück zurücklegen müssen. „Nur wenige Sklaven sind überhaupt nach Bagamoyo gebracht worden und wenn, dann kamen sie nicht aus dem Osten Kongos, sondern eher aus Zentraltansania“, sagt Sheriff.

Für die „Popularität“ Bagamoyos und der Zentralroute sieht der Historiker vor allem zwei Gründe:

1. Die ersten Missionare haben vor allem dort Sklaven befreit und „bekehrt“ - also wurde die Bedeutung des Ortes als Sklavendreh Scheibe hervorgehoben.

2. Die Bekanntheit Tippu Tapps. Dabei sei der eher Elfenbein- als Sklavenhändler gewesen: „Tippu Tipp war vor allem Geschäftsmann, und Elfenbein war einträglicher. Der Sklavenhandel war eher ein Nebengeschäft.“ Er habe zwar selbst viele Plantagensklaven für sich schuften lassen, aber keine großen Sklavenkarawanen von Ujiji nach Bagamoyo geführt – dessen ist sich Sheriff sicher.

Auch andernorts werde, der guten Story wegen, eifrig an Mythen gebastelt. So wird in der Anglikanischen Kirche erzählt, dass an der Stelle, an der sich heute der Altar befindet, früher ein Pfahl gestanden habe, an den Sklaven zur Auspeitschung gekettet wurden. Dafür gebe es jedoch keinerlei Belege. Und von den Kellern eines heute als Schule genutzten Gebäudes wird behauptet, sie hätten als Sklavenkerker gedient – in den Augen Sheriffs ebenfalls eine fragwürdige Geschichte. Denn das Gebäude sei im 19. Jahrhundert von Franzosen als Hospital gebaut worden, und die Kammern wurden, so seine Vermutung, zum Lagern von Medikamenten genutzt.

„Vor einigen Jahren bin ich um meine Beteiligung an dem UNESCO-Projekt gebeten worden“, sagt Sheriff – aber da damals bereits das Hauptaugenmerk auf der Route Ujiji - Bagamoyo lag, hat er abgelehnt: „Ich wollte nicht an den falschen Mythen mitbauen.“

Grundsätzlich unterstützt er die Bemühungen, die Geschichte zu erforschen und zu bewahren, fährt Sheriff fort, aber: „Ich möchte nicht, dass die Geschichte benutzt wird, um heute damit Auseinandersetzungen auszutragen.“ Der Historiker bezieht sich dabei unter anderem auf die Debatte um die „Schuld“ an der Sklaverei, die – vor allem in Westafrika - nicht selten in Reparationsforderungen afrikanischer Staaten an die Europäer und Amerikaner mündet. Schließlich sind auch die Afrikaner selbst in den traurigen Handel verstrickt gewesen, gibt Sheriff zu bedenken. Und während der sozialistischen Revolution auf Sansibar 1964, die den arabischen Sultan stürzte, seien tausende Araber nur aufgrund ihrer Abstammung ermordet worden, obwohl sie selbst nichts mit der Sklaverei zu tun gehabt hätten. „Schuld war nicht eine bestimmte Volksgruppe, sondern eine bestimmte Klasse von Leuten - die Oberschicht, die Händler“, meint Sheriff.

17. „Irgendwann werden sie kommen“ – nach Bagamoyo

„Wir sagen gar nicht, dass Ujiji-Bagamoyo die einzige Handelsroute war – es gab ja mindestens zwei weitere“. Felix Ndunguru reagiert gelassen, als ich ihn mit der Kritik des Historikers Sheriff am Sklavenrouten-Projekt konfrontiere. Der für Bagamoyo zuständige Konservator des Department of Antiquities ist überzeugt, dass die Ausrichtung des Vorhabens die richtige ist: „Wir haben die Zentralroute gewählt, weil hier mehr Karawanen unterwegs waren als auf den anderen Routen. Außerdem gibt es mehr Landmarken wie Mangoalleen und Ruinen. Und es gibt hier noch mehr Nachkommen ehemaliger Sklaven als entlang der anderen Routen.“ Literatur und Augenzeugenberichte legten ebenfalls nahe, sagt Ndunguru, dass er und seine Kollegen vom D.o.A. Recht haben: „Ich bin überzeugt, dass die

Zentralroute die Hauptroute war.“ Wohl nicht umsonst bedeutet Bagamoyo soviel wie „Lege Dein Herz nieder“ – offenkundig eine Anspielung auf das Schicksal der Sklaven, die hier auf die nach Sansibar auslaufenden Dhaus verfrachtet wurden und von da an wussten, dass es keine Hoffnung mehr gab, der Sklaverei zu entinnen.

Ohnehin könne nicht jeder Weg, den einmal Sklavenkarawanen nahmen, zum Weltkulturerbe werden – da müsse es schon eine Beschränkung geben, fährt Ndunguru fort. Die Stadtoberen von Bagamoyo hätten es am liebsten, dass sich die Denkmalschützer und die UNESCO sogar nur auf ihren Ort beschränken. Bei der Konferenz im November hätten sie dies noch einmal deutlich gemacht. Doch war das Ergebnis der Konferenz eindeutig: „Nein, die sechs Zentren entlang der Route müssen um Zuwendungen ‚kämpfen‘.“ Die D.o.A.-Leute, die die Strecke im Sommer zurücklegten, verteilten damals auch Broschüren an die Stadtverwaltungen, erzählt Ndunguru. Die Faltblätter sollten das Bewusstsein der lokalen Autoritäten für ihr historisches Erbe wecken und sie zum Mitmachen animieren. In einigen Kommunen funktioniert das auch schon ganz gut – „die in Kigoma zeigen großes Interesse“, lobt der D.o.A.-Konservator den dortigen Stadtplaner Eliud Mulilo und dessen Kollegen. Anderswo geschehe hingegen wenig.

Bagamoyo zählt Ndunguru eher zur zweiten Gruppe, das wird im Gespräch deutlich. Dabei sind in dem Städtchen noch einige Relikte aus der Vergangenheit sichtbar: ganze Straßenzüge steinerner, zweigeschossiger Häuser, der alte deutsche Verwaltungssitz – die „Boma“ – nebst weiteren Hinterlassenschaften der Kolonialzeit, eine Karawanserei, ein von der Mission betriebenes Museum zur Geschichte des Ortes und des Sklavenhandels in historischen Mauern, einen überdachten Markt. Allerdings sind - von einigen restaurierten Gebäuden abgesehen – viele Gemäuer nur noch Ruinen oder kurz davor, welche zu werden. Das gilt insbesondere für Wohnhäuser in der Altstadt, die wie in Sansibar Stone Town genannt wird. Zahlreiche Häuser sind sogar ganz verschwunden. Aber auch das Prunkstück, die Boma, ist in erbärmlichem Zustand: Die Außenmauern sind verwittert, Fensterladen hängen herunter, ein Teil der Vorderfront ist bereits zusammengebrochen. Wäre das Gebäude vor ein paar Jahren nicht zumindest notdürftig gesichert worden – es wäre vermutlich jetzt nicht mehr als ein Schutthaufen.

„Zum Teil gehören die Altstadtgebäude der Regierung, zum Teil der Stadtverwaltung, zum Teil der Kirche oder den islamischen Gemeinden“, erklärt Ndunguru. Die in Privatbesitz befindlichen werden seinen Angaben zufolge selten von den Besitzern bewohnt, die sich zudem kaum um den Verfall ihrer Immobilie scheren – während den Bewohnern das Geld für die Instandsetzung fehlt. Besonders aber ärgert sich der D.o.A.-Experte über die Nachlässigkeit der staatlichen Stellen: „Wenn es die Zentralregierung

ernst meinen würde, könnten sie sich sicher um die Gebäude kümmern und Geld für Renovierungen in den Haushalt einstellen – aber sie kümmert sich nicht darum.“ Die lokale Verwaltung sei da nicht viel besser: „Der Distriktvorsteher will lieber ein neues Verwaltungsgebäude bauen als das alte, die Boma, zu renovieren“, schimpft der Konservator. Wenn sich aber die Leute vor Ort um die Bauten kümmern und zur Instandhaltung wenigstens einen Teilbeitrag leisteten, dann ließen sich auch Investoren aus dem Ausland anlocken. Da ist sich Ndunguru ganz sicher.

Bei allen Problemen und Hindernissen, die es zu überwinden gilt – Ndunguru ist vom Erfolg des Projekts überzeugt. „Unser Hauptanliegen ist es, das kulturelle Erbe zu bewahren, zum Wohle dieser und der kommenden Generationen“, betont auch er. Der Tourismus wachse dann ganz von selbst, quasi als Nebenprodukt. Also gelte es, das Bewusstsein der Leute zu schärfen – wie oft habe ich das jetzt schon gehört, frage ich mich –, was in erster Linie Aufgabe der Verantwortlichen vor Ort sei. Die müssen den Leuten deutlich machen, dass sie von ihrem kulturellen Erbe auch materiell profitieren können. „Ich bin optimistisch, dass viele Touristen die Orte entlang der Route besuchen, wenn sie einmal Weltkulturerbe ist“, sagt Ndunguru. „Das dauert sicher etwas, aber irgendwann werden sie kommen. Vielleicht werden einige auch die gesamte Route erwandern. Warum nicht?“

Warum nicht? Ich denke an die kleinen Dörfer an der Bahnstrecke, an die eintönigen, heißen, trockenen Ebenen im Landesinneren, an die fehlende Infrastruktur und möchte klar und deutlich antworten: Darum nicht. Aber ich lasse es bei einem zaghaften Einwand bewenden. Ndungurus Optimismus ist unerschütterlich – und Optimismus kann ja auch nicht schaden.

18. „Ich muss gehen“ – Träume eines Touristenführers

Immerhin – in Bagamoyo tut sich schon einiges in Sachen Tourismus. Es gibt ein paar gute Hotelanlagen, die zum Teil Räumlichkeiten für Konferenzen offerieren. Und das D.o.A. hat ein paar junge Leute zu Gästeführern ausgebildet. Joshua, 27, ist einer von ihnen. Er zeigt mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt, fährt mit mir über die breiten, staubigen, mit knietiefen Schlaglöchern übersäten Straßen zum alten Fort, in dem die Händler ihre menschliche „Ware“ „zwischengelagert“ haben sollen – was allerdings nicht eindeutig belegt ist. Wir besuchen den alten deutschen Friedhof und die – renovierte – Karawanserei, in der früher die Händler abstiegen und die heute eine Mini-Ausstellung über Bagamoyo beherbergt. Joshua zeigt mir den Dhau-Hafen, also den Strand vor dem Fischmarkt, an dem noch immer die traditionellen Holzboote gebaut werden. Und das

Grab einer in den 70er Jahren gestorbenen Frau, die als Kind noch Sklavin gewesen war. Joshua weiß viel zu erzählen über die Geschichte der Stadt. Wir fahren zwischen den einstöckigen, oft aus Lehm gebauten Häuschen entlang, in denen sich vielfach kleine Läden befinden. Besonders „urban“ ist die Atmosphäre in dem Städtchen nicht.

Abends holt mich Joshua auf ein Bier ab. In einer typischen Kneipe – eine Bar unter einem Dach aus Palmwedeln, nach zwei Seiten offen – erzählt er, dass er bald Grundschullehrer werden und damit ca. 50 Euro im Monat verdienen möchte. Auch als Touristenführer will er weiter arbeiten und die Einnahmen daraus zurücklegen. Und wenn er genug gespart hat, will er nach Europa, vielleicht nach Deutschland, zum Arbeiten: „Andere haben es auch geschafft – warum nicht ich? Ich weiß es – ich muss gehen.“ Was er vom Leben in Deutschland wisse? „Das Klima ist kälter, und die Leute haben viel zu tun.“

Wir treffen uns noch zwei, drei Mal, und jedes Mal erzählt Joshua mehr von seinen Plänen. Eine weiße Frau will er heiraten, und er nimmt jede Arbeit in Europa an, vielleicht in einem Hotel, aber er würde alles machen. Im Zweifelsfall eben schwarz. Um Geld zu sparen, würde er sogar im Freien übernachten, er brauche nicht viel. Das Geld, das er verdient, will er sparen. Und irgendwann kehrt er wieder nach Tansania zurück, ein paar gebrauchte Computer im Gepäck: „An denen lasse ich die Leute spielen, damit kann man viel Geld verdienen.“ Eine Kokosplantage will er anlegen, davon könne man bei geringem Aufwand gut leben. Joshua hat viele Pläne. Da auch er mit einem Anwachsen der Besucherzahl rechnet, überlegt er, gemeinsam mit Freunden eines der historischen Häuser zu übernehmen und daraus ein Hotel zu machen. Und schließlich spricht er von seinem ganz großen Traum: „Ein großes Motorrad, eine 750er.“ Da ist er wieder, dieser beeindruckende und zugleich verwirrende Optimismus – in meinen Augen realitätsfremd, aber offenbar für viele Tansanier ein zumindest gedanklicher Fluchtweg aus einem Alltag, in dem nicht einmal die täglichen ein, zwei Euro für eine ausreichende Ernährung gesichert sind.

19. „Sie leiden noch immer“ – sagt Father Gallus vom Missionsmuseum

Wer nach Bagamoyo kommt, der besucht zumeist auch das Museum der katholischen Mission. Ein Gemälde an der Außenwand des wunderbar renovierten Gebäudes verweist auf den Schwerpunkt der Ausstellung: Es illustriert die Geschichte eines Mädchens, das in die Hände arabischer Sklavenhändler geriet, nach Sansibar verfrachtet wurde, schließlich unter dramatischen Umständen von christlichen Missionaren gerettet wird und

als Krankenpflegerin einen ihrer früheren Peiniger wiedertrifft. Ein inzwischen wieder in Deutschland lebender deutscher Pater, John Henschel, hat die Geschichte aufgeschrieben und als Büchlein veröffentlicht. Henschel hat viel über die Sklaverei geforscht und war auch maßgeblich am Aufbau des Museums beteiligt, erzählt sein Nachfolger als Museumsdirektor, Father Gallus Marandu. Die liebevoll aufbereitete Sammlung beschäftigt sich mit dem Sklavenhandel und der Befreiung vieler Sklaven durch die christlichen Missionare. Diese kauften die Menschen frei, soweit sie es finanzieren konnten, und gründeten für sie in Bagamoyo eine kleine Siedlung, von der heute nichts mehr zu sehen ist. „15.000 Besucher hatten wir 2002 im Museum“, sagt Father Gallus, „dieses Jahr (2003) werden es wohl 30.000 sein“. Mindestens 70 Prozent kommen aus Tansania: Studenten, Schulklassen aller Altersstufen, zum Teil Familien auf einem Ausflug etwa von Dar es Salaam aus. „Die Tansanier wollen ihren Kindern die Realität der Geschichte vermitteln“, als Ergänzung zu dem, was sie in der Schule lernen, ist Father Gallus' Erfahrung. Und gerade Einheimische mit höherer Bildung wollen ihre eigene Familiengeschichte verstehen. Es kämen sogar Tansania-stämmige Araber, die jetzt im Ausland leben und ihren Kindern zeigen wollen, wo sie herkommen.

In Bagamoyo selbst ist es allerdings nicht ganz einfach, über das Thema zu reden, sagt Father Gallus. Dabei leben hier noch viele, deren Vorfahren als Sklaven an die Küste gebracht worden waren, aber: „Einige von ihnen sprechen darüber, einige haben Angst davor.“ Die bitteren Erfahrungen ihrer Ahnen sitzen offenbar bei vielen noch zu tief, so dass sie sich nicht als deren Nachkommen zu erkennen geben wollen: „Sie leiden noch immer darunter, unter einem Gefühl der Erniedrigung.“ Oft, sagt Father Gallus, bedarf es langer Gespräche, bevor die inzwischen meist alten Leute erzählen, was sie von ihren Eltern oder Großeltern über deren Leiden in der dunklen Epoche erfahren haben. Pater Henschel und Felix Ndunguru vom D.o.A. haben viele solcher Gespräche geführt und sie in einem Büchlein dokumentiert. Das ist, wie die Geschichte des Sklavenmädchens, im Museum erhältlich. Es zeigt auch, dass in Bagamoyo Vertreter zahlreicher Volksgruppen aus ganz Tansania und sogar dem benachbarten Ausland – Kongo, Uganda, Mosambik – zusammenleben. Auch eine Folge der Sklaverei.

Henschel und Ndunguru sprachen auch mit den Nachkommen von Sklavenbesitzern – doch die, so das Fazit der Autoren, waren noch weniger bereit, über ihre Familiengeschichte Auskunft zu geben. Der frühere Standesdünkel sei auch noch immer nicht verschwunden, meint Father Gallus: „Früher traten vor allem befreite Sklaven zum Christentum über – also sahen die Moslems in Christen vor allem ehemalige Sklaven. Und da Sklaven, die zum Islam übergetreten waren, nach ihrer Freilassung einen

besseren Stand hatten als die Christen, blickten sogar sie oft auf diese herab. Das schwingt selbst heute noch etwas nach.“

Das vielfache Verdrängen der Geschichte hat dazu geführt, dass die jungen Leute in Bagamoyo kaum etwas über die Vergangenheit des Ortes wissen, bedauert Father Gallus. In seiner Gemeinde allerdings wird darüber gesprochen, denn „die Leute müssen darüber Bescheid wissen“. Zum einen, um aus der Geschichte zu lernen. Und zum anderen, um Besucher informieren zu können. Denn im Gespräch, im Gedankenaustausch können Besucher und Bewohner voneinander lernen, glaubt der Geistliche. Das Weltkulturerbe-Projekt könne hierzu beitragen, meint er: „Es animiert die Leute dazu, sich ihrer historischen und kulturellen Wurzeln bewusst zu werden.“ Da ist es wieder, das Stichwort „Bewusstsein wecken“. Die Leute von Bagamoyo sind bereit, es wecken zu lassen, glaubt Father Gallus.

20. Kulturhauptstadt Bagamoyo – Ein Exkurs zum College of Arts

Bagamoyo – das ist neben aller historischen Bedeutung auch so etwas wie die gegenwärtige Kulturhauptstadt Tansanias. Denn in Bagamoyo ist seit 1980 das „College of Arts“ beheimatet, die einzige Kulturhochschule Ostafrikas. Aus allen Teilen des Landes bewerben sich Kulturschaffende, etwa 20 bis 30 erhalten nach einem mehrstufigen Auswahlverfahren die Zulassung. Drei Jahre lang werden sie in Tanz, Musik, Schauspiel/Drama, bildende Künste und Bühnentechnik unterrichtet, wobei sich jeder ab dem zweiten Jahr auf eine Fachrichtung spezialisiert. Auch Akrobatik steht auf dem Stundenplan, hinzukommen Englisch und Kiswahili sowie Kulturpromotion und Forschungsmethodik. Die Absolventen sind früher von der Regierung in die Regionen des Landes entsandt worden, um dort ein kulturelles Leben aufzubauen. Jetzt hat der Staat kein Geld mehr dafür, die Studenten müssen sich selbst oder in Gruppen durchschlagen. „Wir bewahren alte Traditionen und versuchen dabei, die Kultur des ganzen Landes abzudecken“, erzählt der Akademische Rat Juma Swafi. „Aber wir lehren auch moderne Kunst.“

Aushängeschild des College sind die „Bagamoyo Players“, das aus den Lehrern des College bestehende Nationalensemble Tansanias. Mit Tanz- und Theatervorführungen ist die Gruppe schon oft im Ausland aufgetreten, zum Beispiel in Skandinavien – Schweden und Norwegen leisten der Hochschule finanzielle Hilfe – und Deutschland. Auf der Expo 2000 in Hannover repräsentierten die Bagamoyo Players ihr Land.

Darüber hinaus leistet das Ensemble einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung Tansanias. Viele der selbst erarbeiteten Stücke behandeln

aktuelle soziale Probleme wie Aids, die Position der Frauen – die traditionell nach dem Tod des Mannes nichts von diesem erben und daher als Witwe oft mittellos sind –, Alkoholmissbrauch oder Malaria-Vorsorge. „In Zusammenarbeit mit UNICEF gehen wir regelmäßig auf Tournee durch das Land“, erzählt Swafi. Gerade in den Dörfern hätten die Aufführungen großen Einfluss, sagt Swafi, dort bekomme die Gruppe immer ein gutes Feedback. Schauspieler Nkwabi Nghanasamala ergänzt, dass die Aufträge für solche Stücke und Tourneen nicht nur von UNICEF, sondern auch von anderen Entwicklungs-Organisationen kommen. Viele Anfragen gebe das College inzwischen an ehemalige Studenten weiter, da diese zum Teil in den betreffenden Regionen leben und die College-Lehrer ohnehin nicht ständig auf Achse sein können.

Die Studenten sind mit hoher Motivation bei der Sache, zeigt eine Mini-Umfrage unter ein paar Nachwuchskünstlern in einer Unterrichtspause. Francis Mallindi, 28, Hauptfach Tanz, Nebenfach Musik im dritten Studienjahr, „ist mit einem Künstlerherzen geboren“, wie er selbst sagt. Vor dem College-Studium war er Grundschullehrer, aber schon als Kind hat er gesungen, getrommelt und Gitarre gelernt. Später hat er für Radiosender Jingles eingespielt. Nach seinem Examen in Bagamoyo möchte er sich noch weiter bilden, am liebsten an der Universität Dar es Salaam. Und später will er einmal professionell Musik machen und unterrichten – „denn beim Unterrichten entwickle ich mich weiter“. Er möchte experimentieren, beispielsweise afrikanische mit europäischen Rhythmen mixen. „Es gibt nicht viele professionell arbeitende Musiker in Tansania. Die meisten können Instrumente spielen, haben aber keine theoretischen Kenntnisse“, sagt Francis. Er habe am College wichtige Grundlagen erlangt.

Saada Mohammedi steht ebenfalls kurz vor ihrem Abschluss. Auch die 21-Jährige hat sich auf das Tanzen spezialisiert. Sowohl traditioneller als auch moderner Tanz gehören zu ihrem Repertoire. „Ich möchte einmal Kinder unterrichten, das mag ich soooo gerne“, sagt die junge Frau. Das Studium ermöglicht ihr eine Familie aus Deutschland, die ihr die jährlich 150.000 Schilling (ca. 120 Euro) Gebühr für Unterricht, Unterkunft und Verpflegung bezahlt. Die Familie hat sie 1998 in Deutschland kennen gelernt, als sie mit einer von Nkwabi Nghanasamala geleiteten Gruppe von Kindern und Jugendlichen an einem Musical-Projekt im Kreis Warendorf teilnahm.

Edgar Ngelela will einmal etwas für Tansania völlig Neues auf die Beine stellen: „Ich denke daran, eine Filmindustrie zu gründen – so Gott will“, sagt der 23-Jährige mit dem Hauptfach Drama. Schon als Kind hat er Theater gespielt, sich aber von jeher für den Film interessiert. Regisseur oder Schauspieler will er werden, Science Fiction und Werke über die tansanischen Traditionen drehen. „Seit vier Jahren habe ich eine Videokamera“,

erzählt er stolz, einen Kurzfilm hat er damit schon hergestellt. Auch Edgar schwebt ein weiterführendes Studium an der Uni Dar vor – „aber dafür bräuchte ich einen Sponsor“.

Höhepunkt im College-Jahr ist das „International Bagamoyo Festival of Arts“ am letzten September-Wochenende. Tanz-, Musik- Theater- und Akrobatik-Gruppen aus ganz Tansania, aus den Nachbarländern und immer wieder auch mal aus Europa sorgen dafür, dass in dem eher verschlafenen Städtchen ein paar Tage lang richtig Trubel ist. Die Hotels sind gut belegt, auf den Straßen ist deutlich mehr Leben als sonst, auf dem College-Gelände wird ein kleiner Kunsthandwerk-Markt aufgebaut.

Spielort ist die einzige feste Bühne Tansanias: das College-eigene Freilufttheater, das allerdings nur noch eine Ruine ist. Anfang 2002 hat es mutmaßlich der damalige College-Direktor in Brand gesetzt, als Motiv wird Versicherungsbetrug vermutet. Jetzt soll es wieder aufgebaut werden. Die tansanische Regierung wird, so Swafi, einen Beitrag leisten – und natürlich hilft auch die schwedische Organisation SIDA wieder, die schon den ursprünglichen Bau mitfinanziert hat. Auch Norwegen hat Hilfe zugesagt. Das Festival ist beliebt im Ort: Schon die Nachmittagsvorstellungen sind gut besucht, abends ist das Amphitheater brechend voll. Dabei kostet es immerhin 500 Schilling Eintritt – nicht wenig für tansanische Verhältnisse. Kinder zahlen 100 Schilling – und es kommen reichlich, auch abends. Kostenlos ist der Besuch einer kleinen Nebenbühne. Hier treten Amateure und Anfänger auf, denen das Festival die Gelegenheit gibt, erste Bühnenerfahrungen zu sammeln.

Die Begeisterung ist groß, auch während der „Problem“-Stücke: Das über die Erbschaftsproblematik haben die Bagamoyo Players auf eine witzige Art inszeniert, die an das Ohnsorg-Theater erinnert. Das kommt an beim Publikum. Die Zuschauer gehen mit, lachen viel, spenden immer wieder Beifall. Anders als in Europa üblich, gibt es jedoch keinen anhaltenden Schlussapplaus mit mehreren „Vorhängen“. Hier werden die Akteure mit kurzen Klatschrhythmen auf Kommando des Moderators verabschiedet. Die Akrobaten agieren auf teilweise hohem Niveau – viele könnten, denke ich, problemlos ein Engagement in einem Zirkus in Europa bekommen. Die traditionellen Trommel- und Tanzvorführungen beeindruckten durch ihre Intensität, die die meist farbenfrohen Gewänder der Künstler noch unterstreichen.

Ein vielstimmiges „iiiihhh – ääähhh“ ist in dem steinernen Halbrund zu hören, während eine tansanische Gruppe einen „Schlangentanz“ mit echter Schlange darbietet. Das arme Viech wird arg verdreht, fast schon verknotet. Schließlich wirft der Tänzer das Reptil in Richtung der Zuschauer, die laut schreiend auseinanderstieben. Einem Polizisten treibt das den Schweiß auf

die Stirn: „Die Schlange ist giftig“, sagt er nervös. Doch es passiert nichts. Zu überfordern scheint die Tansanier ebenso wie die vielen europäischen Gäste nur der Auftritt einer Gruppe aus Uganda: Als während der wohl als Opern-Persiflage gedachten Gesangsshow der Strom ausfällt, ist erleichterter Applaus zu hören – als die Lichter wieder angehen, eher verzweifelte Ausrufe.

Europäische Gäste hat das College im Übrigen nicht nur zu Festival-Zeiten. Immer wieder mal nehmen Gruppen oder Einzelpersonen an Workshops teil. Die Werbung dafür könnte noch besser laufen, gibt Swafi zu. Das sei einer der Punkte, in denen man sich in den nächsten Jahren verbessern wolle. „Wir haben eine Reihe von Problemen“, fährt er fort und blättert in einer Liste: „Ineffizientes Finanzmanagement... einige Lehrer stehen vor der Rente, aber es fehlt am Nachwuchs... wir haben nicht genug Erfahrung in der Forschung – aber wir wollen die Traditionen der verschiedenen Völker Tansanias erforschen... und es fehlt an kompetenten, professionellen Organisatoren für das Festival.“ Jetzt wird die Großveranstaltung noch mehr oder weniger nebenamtlich von Mitgliedern der Stadtdistriktverwaltung, vom College-Personal und vom Department of Culture der Regierung in Dar es Salaam vorbereitet.

Ein „Untermieter“ des College of Art ist die Bagamoyo Sculpture School, die sich ganz dem Schnitzen und Modellieren sowie dem Zeichnen verschrieben hat. Die etwa 15 Studenten pro Jahrgang bekommen während der dreijährigen Ausbildung aber auch Englisch-Unterricht und lernen, ihre Produkte zu vermarkten. Seit 1995 existiert die schwedisch-tansanische Kooperation, berichtet Schuldirektor Andrew Mwaselela. Die meisten bisherigen Absolventen haben sich zu Gruppen zusammengeschlossen oder versuchen, selbstständig über die Runden zu kommen. „Wir kooperieren mit früheren Studenten“, erzählt Mwaselela, „zum Beispiel, wenn wir von Botschaften, dem Bagamoyo Festival oder Messen zu Ausstellungen eingeladen werden, dann stellen immer auch einige unserer Absolventen ihre Werke aus“. Wenn die Studenten ihre Werke verkaufen können, fließt ein Teil des Erlöses an die Schule – neben der Unterstützung durch SIDA ist das ihre Haupteinnahmequelle, sagt der Direktor. Gebühren müssen die Lernenden nicht zahlen, obwohl ein Essen am Tag und die Gesundheitsversorgung frei sind. Mit dem College kooperiert die Sculpture School, etwa indem Lehrer an beiden Institutionen unterrichten.

Mit einem früheren Schüler der Sculpture School komme ich zufällig an einem der vielen Souvenirstände in Bagamoyo ins Gespräch. Ein kleiner Stand, zusammengezimmert aus ein paar Latten, mit einem löchrigem Strohdach. Im Angebot: Schnitzereien, Postkarten, Ketten und ähnliches Kunsthandwerk. Shabani, der sich den Stand mit ein paar Freunden teilt, hat erst wenige Monate zuvor seine Ausbildung an der Sculpture School abge-

geschlossen. Er schwärmt vor allem von einem polnischen Gastdozenten, bei dem er die realistische Schnitzerei gelernt hat. „Früher war ich Straßenjunge“, erzählt der 24-Jährige. „Aber jetzt ist alles besser, weil ich manchmal etwas an Touristen verkaufen kann, hier oder am Strand an Hotelgäste.“ An Ausstellungen der Schule hat er auch schon mitgewirkt, und auch dafür ist er dankbar: „Alleine habe ich keine Chance, ausstellen zu können.“

21. „Modellort Bagamoyo“ – Visionen einer Hotelbesitzerin

Eine historische Vergangenheit, eine Gegenwart als Kulturzentrum, Strand – Bagamoyo ist ein Ort, der für Touristen immer interessanter wird. Helen Pieper ist das nur recht. Die Südafrikanerin hat Anfang der 90er Jahre mit ihrem deutschen Mann Frank eine der ersten Hotelanlagen im Ort eröffnet. Seitdem sind vier, fünf hinzugekommen. Natürlich begrüßt Helen auch das Sklavenrouten-Projekt – nicht ohne die ihrer Ansicht nach viel zu passive Stadtverwaltung zu kritisieren: „Die tun wenig und das ganz langsam. Außerdem wollen sie Profit machen, übersehen dabei aber die Bedeutung des Kulturgutes.“ Das führe naturgemäß zu Differenzen mit potenziellen Gebern, die sich für den Erhalt eben dieses Erbes engagieren wollen. Zudem müssten die Geschäftsleute verschiedene Abgaben an die Stadt zahlen, die in die Infrastruktur des Ortes investiert werden sollen – was dann aber nicht immer der Fall sei. Die Polizei wiederum sehe sich nicht in der Lage, für die nötige Sicherheit der Gäste im Ort zu sorgen – nach eigenen Angaben fehlt es ihr an Personal.

Doch auch Helen lässt diese ambivalente Haltung aus Resignation und Optimismus erkennen. Denn sie sagt ebenfalls ganz deutlich: „Seit wir hier sind, hat sich schon eine Menge getan.“ Die Stromversorgung klappt viel besser, es gibt Internetanschluss, die Teerstraße nach Dar es Salaam ist eine große Erleichterung, da sie früher zum Einkaufen stundenlang auf holperigen Pisten in die Stadt fahren musste. Und bei der einzigen Bank im Ort konnten Gäste noch vor drei, vier Jahren nicht einmal Reiseschecks in Bargeld tauschen – was jetzt möglich ist. Ganz allgemein registriert sie eine positive Aufbruchstimmung im Land: „Es weht ein frischer Wind. Es kommen immer mehr dynamische, professionelle Leute in die Führungspositionen, die engagiert sind und mit viel Enthusiasmus wirklich etwas für das Land erreichen und dessen Ruf verbessern wollen.“

Und so träumt sie davon, dass Bagamoyo einmal zu einem „Modellort“ wird, der sich mit einer ganzen Palette an Attraktionen einen festen Platz auf der internationalen touristischen Landkarte erobert. Mit einer renovierten Stone Town: „Man soll sich vorstellen können, wie es hier zur Zeit

der Sklaverei aussah, man soll verstehen können, wie es damals war, die Geschichte begreifen und auf eine gewisse Art nachempfinden“, beschreibt Helen plastisch ihre Idee. So bliebe das „Flair der Vergangenheit“ des Ortes erhalten. Die Vergangenheit wird ihren Vorstellungen zufolge zugleich mit der Gegenwart verknüpft. Zum Beispiel durch ein Meeresschutzgebiet am vorgelagerten, allerdings schon teilweise zerstörten Riff, das Möglichkeiten zum Schnorcheln und Tauchen bietet. Und durch einen Kulturtourismus mit dem College of Arts als tragende Säule, das zum Beispiel abendliche Theateraufführungen und Konzerte anbietet, aber auch sein bereits bestehendes Angebot an Workshops und Kursen für zahlende Gäste aus dem Ausland ausweitet und besser vermarktet. „Das ist meine Vision“, sagt Helen, und zwar so, dass deutlich wird: Sie meint es ernst. Visionen sollen ja auch manchmal wahr werden.

22. Ja, es war richtig – Rückblick am Ende der Reise

14. Dezember, Flughafen Dar es Salaam. In einer Stunde geht das Flugzeug Richtung Heimat. Ob das alles so richtig war – drei Monate Tansania? Ja, es war richtig. Es war nicht immer alles „schön“ im wörtlichen Sinne. Es nervte mitunter, fast nie unbeobachtet zu sein und ständig angesprochen zu werden. Und wenn ich in Gesprächen oder durch eigene Anschauung mit großer Armut konfrontiert wurde, habe ich mich oft schwer damit getan, die Eindrücke zu verarbeiten und mit der Situation umzugehen. Diese „Bauchschmerzen“ wurden noch verstärkt durch das Bewusstsein, dass ich selbst allein schon durch die Tatsache, eine Reise von Deutschland nach Ostafrika finanzieren zu können, relativen Reichtum zur Schau stellte.

Es war eine Erfahrung für sich zu erleben, dass die Vorbereitung von Gesprächsterminen nicht oder nur schwer möglich ist, wenn es selbst in Behörden kaum Telefone gibt. Doch wage ich zu bezweifeln, dass sich deutsche Behördenvertreter auch so spontan die eine oder andere Stunde Zeit für mich genommen hätten, wie dies bei Besuchen diverser Institutionen in Tansania der Fall war. Andererseits war es, trotz mehrerer Versuche, nicht möglich, einen Termin mit einem kompetenten Mitarbeiter des UNESCO-Büros in Dar zu bekommen. Schade, aber das gibt's natürlich auch in Deutschland.

Genau diese Vielfalt, diese Gegensätze aber haben die Reise ausgemacht – sie war, von Anfang bis Ende, spannend, erlebnisreich und intensiv. Ich habe viele Gespräche geführt, die mich nachdenklich machten und die mich bedrückten, die mir aber unglaublich viel über die Probleme in einem Entwicklungsland vermittelten. Und ich habe mindestens ebenso viele

Gespräche geführt – und nicht selten waren es dieselben wie die vorgenannten –, die ob des Optimismus meiner Gegenüber ermutigend waren. Viele Diskussionen haben Spaß gemacht und stellten einen echten Austausch von Ansichten und Ideen dar. In solchen Momenten hatte ich das Gefühl, dass so etwas wie Freundschaft schon in einem kurzen Dialog seine Wurzeln haben kann. Und deshalb: Kwaheri, Tanzania - auf Wiedersehen, Tansania.

23. Danksagung

Ohne die Heinz-Kühn-Stiftung wäre ich vermutlich nie auf die Idee gekommen, für drei Monate in ein Land wie Tansania zu reisen – und schon gar nicht auf diese Weise. Deshalb gilt mein Dank der Stiftung, die mir diese großartige Erfahrung ermöglicht hat. Frau Kilian von der HKS danke ich für die Unterstützung bei der Vorbereitung der Reise und die vielen Kontaktadressen. Zahlreiche Ansprechpartner hat mir auch Rudolf Blauth vom Freundeskreis Bagamoyo genannt, der mir zudem durch seinen Hinweis auf das Sklavenrouten-Projekt überhaupt erst den Weg in „mein“ Thema gewiesen hat. Dafür danke ich ihm - ebenso wie für die wertvollen praktischen Reisetipps, die er, wie auch sein Freundeskreis-Vorstandskollege Peter Harke, mir gegeben haben. Doch was wäre ein solches Unternehmen ohne die Gesprächspartner vor Ort!? Ich danke daher allen in Tansania, die sich für ein Gespräch Zeit genommen haben. Mindestens ebenso hilfreich waren diejenigen, die mich in das Land „hineingeleitete“ und mir viel von der Lebenswirklichkeit vermittelt haben – was besonders für die Kollegen vom „Guardian“ gilt, von denen ich stellvertretend Ludger Kasumuni und Pastory Nguvu nennen möchte.